

Dann
war ich
vierzehn

J&V

Jugend im Dritten Reich

**Winfried Bruckner
Vera Ferra-Mikura
Wolf Harranth
Nadine Hauer
Hilde Leiter
Eene Mayer-Skumanz
Willi Meissel
Christine Nöstlinger
Ernst Nöstlinger
Brigitte Peter
Rudolf Pritz
Käthe Recheis
Renate Welsh**

Jugend und Volk 1385-1

Damals war ich vierzehn

Berichte und Erinnerungen

von

Winfried Bruckner

Vera Ferra-Mikura

Wolf Harranth

Nadine Hauer

Hilde Leiter

Lene Mayer-Skumanz

Willi Meissel

Christine Nöstlinger

Ernst Nöstlinger

Brigitte Peter

Rudolf Pritz

Käthe Recheis

Renate Welsh

Jugend und Volk Wien München

ISBN 3-7141-1385-1 Jugend und Volk Wien

Umschlag: Gerhard Reuter

© Copyright 1978 by Jugend und Volk Verlagsgesellschaft m.b.H,
Wien-München

Alle Rechte vorbehalten. 4357-78/1/40

Gesamtherstellung: Wiener Verlag

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Damals war Krieg.

Und damals herrschte in Deutschland – dem auch Österreich gehörte – eine Diktatur: Ein einziger Mensch hatte die Macht. Er übte sie über seine Anhänger aus auf alle Menschen des Staates. Er übte sie aus gegen alles, was er ablehnte, gegen alle, die ihm Widerstand leisteten.

Von dieser Zeit erzählt dieses Buch. Es erzählt aus dem Alltag von Kindern und jungen Menschen.

Es enthält Geschichten – oder besser: Berichte, die aufregend, spannend, erschütternd, manchmal auch komisch, immer aber wahr sind.

Damals war Krieg.

Es war Nikolaus. Deshalb weiss ich bis heute noch so genau, wann diese Geschichte passierte: am sechsten Dezember neunzehnhundert-dreiundvierzig.

Meine Oma war an diesem Nachmittag gerade damit fertig geworden, meinen blauen Faltenrock aufzubügeln, und ich wollte ihn sofort anziehen. Aber sie sagte nein; erst müsse der Stoff richtig auskühlen, sonst seien gleich wieder alle Bügelfalten glatt. Und ausserdem sei die Nikolausfeier erst um halb fünf und ich müsste sowieso noch mindestens eine Stunde warten, bis meine Mama mich abholen kam.

Ich wartete also in Bluse und Unterrock. Dabei schaute ich zu, wie meine Oma noch ein paar andere Sachen bügelte. Sie wollte nämlich das Eisen nützen, solange der Bolzen noch heiss war.

Auf einmal läutete es draussen an der Tür – gerade, als meine Oma das Bügeleisen weggestellt hatte, um meinen Rock vom Kleiderhaken zu nehmen. Sie hielt ihn schon in der Hand und nahm ihn mit hinaus, als sie nun auf den Flur ging, um nachzusehen, wer geläutet hatte.

Hoffentlich niemand, der hereinkommt, dachte ich; denn ich wollte nicht, dass mich ein Fremder im Unterrock sah. Es war ein ganz alter Unterrock, den meine Oma schon dreimal länger gemacht hatte – immer mit rosa Stoff, aber jeder Streifen war ein bisschen anders rosa. Ich konnte diesen Unterrock nicht leiden.

Ich hörte meine Oma draussen im Flur sprechen und gleich darauf die andere Stimme.

Das war aber nur Frau Geida. – Die durfte ruhig hereinkommen, wenn sie wollte. Frau Geida kannte nämlich meinen Unterrock, denn er hing jede Woche auf der Wäscheleine direkt unter ihrem Fenster. –

Frau Geida wohnte im selben Haus wie wir, nur eine Etage höher. Darüber gab's noch eine dritte Etage, und dort wohnte Frau Stoll.

Frau Stoll und meine Oma waren Freundinnen. Und Viktor Stoll wäre beinahe mein Onkel geworden, denn er wollte meine Tante Lene heiraten. Aber sie hatten ihn an die Front geschickt, und dann war er vermisst. Später bekam Frau Stoll einen Brief mit einem Trauerrand, und sie schrieben ihr: Viktor war gar nicht vermisst; er war gefallen. Tante Lene weinte, und Frau Stoll war heruntergekommen und weinte auch. Sie hatte jetzt noch drei Söhne. Viktor war ihr zweiter Sohn gewesen. Der fiel zuerst. Danach fiel Albert und zuletzt fiel auch Fritz. Und nun hatte Frau Stoll nur noch Jürgen.

Jürgen hatte zwei ungleiche Beine: das linke Bein war ein Stück kürzer als das rechte, und er musste darum immer einen dicken Schuh am linken Bein tragen. Er humpelte. Aber er machte sich nichts daraus und sagte oft: «Besser humpeln als tot sein.»

Einmal hörte ich Frau Stoll zu meiner Oma sagen: «Ich will mich ja nicht versündigen, Helene; aber ich danke Gott dafür, dass Jürgen seinen Klumpfuss hat. So können sie ihn wenigstens nicht einziehen.»

Und nun hörte ich Frau Geida draussen im Flur zu meiner Oma sagen: «Den Jürgen Stoll haben sie heute morgen weggeholt. – Direkt von der Arbeit weg.»

Hatten sie ihn also doch eingezogen? Oder – was sonst?

Meine Oma sagte: «Den Jürgen? – Frau Geida, das kann doch bloss ein Irrtum sein. Das gibt's doch nicht!»

Frau Geida sagte: «Vielleicht war's ein Irrtum. Aber jedenfalls sind sie jetzt oben bei Frau Stoll und machen Hausdurchsuchung.»

Danach hörte ich draussen die Tür zuklinken. Frau Geida war also fort. Und erst als meine Oma nicht wieder in die Küche kam, merkte ich, dass sie auch hinausgegangen war.

Ich lief auf den Flur, um nachzusehen. Nein; sie war nicht da. Sie war weg – mitsamt meinem Faltenrock. Und als sie endlich damit zurückkam, war es allerhöchste Zeit zum Anziehen und überhaupt

keine Zeit, irgendwas zu fragen. Meine Oma musste mir sogar helfen, damit ich fertig wurde, ehe meine Mutter kam, um mich abzuholen.

Zuletzt band meine Oma mir noch die frisch gebügelte Haarschleife fest, und dann half sie mir, die guten Schuhe anzuziehen, und sie waren schon wieder zu klein, obwohl Schuster Popp sie erst zwei Wochen vorher ausgedehnt hatte.

«Ich lass die Bänder ganz locker», sagte meine Oma, während sie mir die Schnürriemen zuband. «Dann hast du wenigstens hier oben herum nicht so eng. – Tut es sehr weh?»

Ich stand auf. «Ein bisschen», sagte ich. Und dann kam meine Mutter, und wir gingen zur Strassenbahn.

Auf dem Weg zur Haltestelle sagte meine Mutter: «Du hast Oma doch nicht etwa geärgert – ausgerechnet heute, am Nikolaustag?»

«Nein; ich hab sie nicht geärgert», sagte ich.

«Sie sah aber ganz so aus, als ob sie Ärger gehabt hätte», sagte meine Mutter.

«Nein», sagte ich wieder. «Sie macht sich bloss Kummer wegen Jürgen Stoll. Den haben sie nämlich heute weggeholt.»

«Ach Gott – ja», sagte meine Mutter. Sonst nichts.

Wir überquerten die Strasse.

«Wohin haben sie ihn denn gebracht – den Jürgen?» fragte ich. «An die Front?»

«Ins Gefängnis», sagte meine Mutter.

Die Strassenbahn kam und wir stiegen ein. Im Wagen drängten sich die Leute, und nun, wo jeder zuhören konnte, sagte ich nichts mehr über Jürgen.

Aber ich dachte die ganze Zeit daran. Meine Mutter merkte es wohl, denn auf einmal beugte sie sich zu mir herunter und sagte leise: «Jetzt musst du wieder aufhören, dir darüber den Kopf zu zerbrechen. – Denk lieber an den Nikolaus.»

Doch irgendwie war der Nikolaus jetzt nicht mehr wichtig.

Die ganze Nikolausfeier ist jetzt nicht mehr wichtig, dachte ich. Aber als wir dann in dem Saal sassen und die anderen Kinder anfangen

zu singen «Nikolaus, komm in unser Haus ..da sang ich mit.

Dann kam durch die vordere Tür der Nikolaus herein. Er sah genauso aus wie im Jahr davor und trug denselben Umhang und dieselbe komische Mütze und denselben langen weissgrauen Bart. Ich dachte: der Nikolaus sieht aus wie Herr Schüppke. Und auch das hatte ich schon im Jahr davor gedacht. Aber diesmal dachte ich: vielleicht ist das sogar wirklich Herr Schüppke, und er hat sich nur als Nikolaus verkleidet. Vielleicht nannten ihn die Leute nur deswegen «Nick Schüppke». Nick war nämlich gar nicht Herrn Schüppkes richtiger Vorname, sondern nur sein Spitzname und konnte doch ganz gut eine Abkürzung für Nikolaus sein – nicht? Und warum trug Herr Schüppke überhaupt seinen langen Bart und rasierte sich nicht das Gesicht wie andere Männer? Weil er mit dem langen Bart besser Nikolaus spielen konnte – oder?

Ich nahm mir vor, meine Mutter sofort nach der Feier zu fragen, ob ich nicht recht hatte.

Der Nikolaus – oder Herr Schüppke – war mit einem grossen Schlitten in den Saal gekommen. Darauf stand ein Korb voll Tüten und eine längliche Kiste voll Nikoläuse. Und Herr Schüppke – oder der Nikolaus – zog nun den Schlitten mit dem Korb und der Kiste an den Bankreihen vorbei. Er zog immer ein kleines Stück, dann machte er halt, langte in den Korb und nahm eine der zugebundenen weissen Papiertüten heraus. Ich wusste, was da drin war: Nüsse und zwei Äpfel und getrocknete Pflaumen und runde bezuckerte Lebkuchenplätzchen. Jedes Kind bekam eine solche Tüte und dazu noch einen gebackenen Nikolaus mit Rosinen als Augen und mit Rosinenknöpfen vorne am Bauch.

Eben war der Nikolaus mit der dritten Reihe fertig geworden und hatte seinen Schlitten zur vierten Reihe weitergezogen, da wurde die Saaltür aufgemacht und ein Mann rief: «Fliegeralarm! – Alles raus!»

Wir hörten die Sirene.

Der Nikolaus drehte sich zur Tür und sagte zu dem Mann, der

«Fliegeralarm-alles-raus» gerufen hatte: «Drei Reihen sind schon abgefertigt, Gustav. Die kannst du schon rausbringen. – Aber lass mich noch rasch meine Tüten fertig austeilen, bevor wir den Laden hier schliessen.»

Nun wusste ich es sicher: das konnte nicht der richtige Nikolaus sein. Der hätte bestimmt nicht so gesprochen. Und ausserdem hätte der liebe Gott überhaupt keinen Alarm geben lassen – wenigstens nicht gerade bei uns –, solange sein Nikolaus hier unten war und von einer Bombe getroffen werden konnte.

Das war Herr Schüppke! Da brauchte ich nun gar nicht mehr zu fragen.

Das Schlimmste an diesem Fliegeralarm war für mich der Weg zum Bunker. Sie hatten uns dorthin geschickt, weil der Luftschutzkeller unter dem Nikolaussaal für die vielen Leute nicht gross genug war, und wir brauchten nicht weit zu gehen; nur von hier bis zur dritten Strassenecke, aber mir kam's trotzdem sehr weit vor. Bei jedem Schritt, den ich laufen musste, taten mir die Füsse in meinen zu kleinen guten Schuhen weh, so dass ich dachte: Nein, ich halt's einfach nicht mehr aus. Ich weinte sogar ein bisschen.

Im Bunker durfte ich dann auf einer Bank sitzen, und da wurden die Füsse wieder besser.

Der Fliegeralarm dauerte so lange, dass ich dabei meine ganze Nikolaustüte leer essen konnte, und danach ass ich noch den gebackenen Nikolaus mit den Rosinen. Endlich war Entwarnung; doch nun musste ich wieder laufen, und sofort fingen die Schuhe an, wieder ganz schrecklich zu drücken.

«Ist es weit von hier bis nach Hause?» fragte ich meine Mutter. Sie sagte, das wüsste sie im Augenblick selbst nicht. – Nein, richtig weit wär's eigentlich nicht. Wenn wir Glück hätten und keine Bomben auf unseren Weg gefallen wären, dann kämen wir schon bei der ersten Strasse durch, und wenn wir Pech hätten, dann nicht.

Ich dachte mir gleich, wir würden bestimmt Pech haben, denn der Himmel war rot und es brannte auf unserer Seite der Stadt.

Und jedesmal, wenn wir schon in der Mitte oder fast am Ende einer Strasse waren, standen dort Männer von der Luftschutzwache und schickten uns wieder zurück.

Ich achtete nicht auf den Weg, doch auf einmal waren wir in der Bülowstrasse, und meine Mutter sagte zur mir: «Jetzt musst du nur noch ein kleines bisschen länger die Zähne zusammenbeißen; dann kannst du endlich deine engen Schuhe wieder ausziehen.»

Ich sagte: «Ja.» Und ich biss die Zähne zusammen, aber es half überhaupt nicht gegen die Schmerzen an meinen Füßen.

«Wir können ja ganz langsam gehen», sagte meine Mutter. «Vielleicht ist es dann nicht so schlimm. – Oder soll ich dich tragen?»

Tragen wäre schön gewesen. Aber ich sagte: «Nein.»

Wir gingen langsam ein Stück weiter, und plötzlich tauchte vor uns auf dem Bürgersteig eine dunkle Gestalt auf.

Ich hörte: «Hier können Sie nicht durch. – Einsturzgefahr!» Und da wusste ich: das war die Nikolausstimme von Herrn Schüppke.

Herr Schüppke wohnte in der Bülowstrasse und machte bei Fliegeralarm hier seinen Dienst als Luftschutzwart. Nun hatte er seine halbverdunkelte Taschenlampe angeknipst und leuchtete uns damit ins Gesicht.

«Tut mir leid, Frau Ries», sagte er zu meiner Mutter. «Aber ich kann Sie hier nicht vorbeilassen. Denn jetzt kann jeden Moment das ganze brennende Dach von Nummer vierzehn auf die Strasse runterkommen.»

«Mein Gott», sagte meine Mutter. «Brennt denn heute nacht die halbe Stadt?»

Ich fragte: «Ist unser Haus noch ganz, Herr Schüppke?»

«Ja, das steht noch», sagte er.

Ich fühlte, wie meine Mutter mich fester an der Hand nahm. «Komm nach Hause», sagte sie und ging einen Schritt zur Seite und einfach um Herrn Schüppke herum und zog mich vorwärts. Herr Schüppke versuchte nicht, uns aufzuhalten; er sagte nur wieder: «Hier kommen Sie nicht durch, Frau Ries.»

«Das werden wir sehen», sagte meine Mutter und zog mich weiter.
Herr Schüppke ging neben uns her.

Wir waren jetzt so nahe bei dem brennenden Haus, dass ich die Hitze der Flammen im Gesicht spürte. Ich kniff die Augen zusammen, denn das Feuer war furchtbar hell und das Licht tat richtig weh. Und in den Augen spürte ich die Hitze am allermeisten.

Wir gingen nicht mehr weiter. Ich schaute in die Flammen und fragte: «Wo ist denn die Feuerwehr?»

«Die ist schon wieder abgefahren», sagte Nick Schüppke.

«Ohne zu löschen?» fragte meine Mutter.

Nick Schüppke sagte: «Löschen *Sie* mal – ohne Wasser. – Der erste Treffer heute abend ging in unser Hauptwasserrohr.»

Plötzlich sah er ganz alt und müde aus. Aber dann machte er sich wieder richtig gross und stramm und sagte zu meiner Mutter: «So, und nun können Sie ja versuchen, ob Sie von hier weiter bis zur Friedrichstrasse kommen.» Damit wandte er sich ab und ging auf die andere Strassenseite, als ob er uns nun extra zeigen wollte, dass er selbst keine besondere Angst vor dem Feuer zu haben brauchte und dass ein Luftschutzwart überall gehen durfte – auch dort, wo's am gefährlichsten war.

Ich dachte: wenn jetzt wirklich das Dach runterkommt, dann fällt's Herrn Schüppke genau auf den Kopf. Aber dann ging er weiter zur Seite, und nun stand er unter dem Torbogen von Frau Sieberts Haus. Auf einmal hörte ich meine Mutter sagen: «O du lieber Himmel! – Jetzt fängt es auch bei Sieberts an zu brennen!»

Ich sah die Flammen auf dem hohen Dach.

Das Haus von Frau Siebert war ein alter Backsteinbau, zwei Stockwerke hoch, mit einem Erker über dem Eingangstor und drei vergitterten Fenstern im oberen Stock. Frau Siebert hatte die Fenster vergittern lassen, weil Martha und Ulli eines Tages auf die Fensterbank geklettert waren und sich dort hingesetzt hatten – mit den Beinen nach aussen. Und als Frau Siebert von ihrem Dienst im Krankenhaus zurückkam und die beiden da oben auf der Fensterbank sitzen sa, bekam

sie einen Schreck und schrie: «Fallt nicht runter!» Und da hatten Martha und Ulli auch einen Schreck bekommen und wären beinahe wirklich heruntergefallen. Aber jetzt konnte das nicht mehr passieren.

Komisch, dass mir gerade in diesem Augenblick diese Geschichte einfallen musste! Und dass ich gerade jetzt zu den vergitterten Fenstern von Frau Sieberts Wohnung schaute. Und hinterher sagte meine Mutter, wer weiss, was passiert wäre, wenn ich's nicht getan hätte.

Ich sah nämlich auf einmal, wie oben in dem dunklen Siebert-Haus an dem hintersten vergitterten Fenster die Verdunklung hochging, und dann waren da auf einmal zwei Gesichter. Das konnten nur Martha und Ulli sein. Ich sah sie nicht richtig deutlich bei dem flackernden Licht, denn irgendwie war es dabei dunkel und hell zugleich, und die Fenster an Sieberts Haus spiegelten.

Aber es war kein Irrtum: da waren die Gesichter – verschwommen, undeutlich, beinahe wie ein Spuk. Ich war richtig erschrocken und blieb zuerst ganz still. Doch dann zog ich meine Mutter am Ärmel und hielt sie fest und sagte: «Mama, dort oben sind Martha und Ulli.»

«Martha und Ulli – wo?» fragte meine Mutter erstaunt und schaute dabei die Strasse hinauf zur Biegung – so wenig dachte sie daran, die beiden könnten jetzt dort oben in ihrer Wohnung sein.

Doch dann sah sie es, und schon hatte sie sich von meiner Hand freigemacht und rannte über die Strasse zu Herrn Schüppke und stürzte auf ihn zu und rief: «Herr Schüppke! Herr Schüppke!»

«Was ist denn los mit Ihnen, Frau Ries?» hörte ich ihn sagen. «Warum kriegen Sie es denn jetzt auf einmal mit der Angst?»

«Tun Sie was, Herr Schüppke», sagte meine Mutter. «Die Kinder sind im Haus!»

Nick Schüppke schüttelte den Kopf.

«Nee, dat gewwet doch ni!» Nein, das gibt es doch nicht! sagte er. Seine Stimme klang ruhig, aber Herr Schüppke sprach nur plattdeutsch, wenn er richtig aufgereggt war. Das wusste ich von früher,

als wir ihn einmal im Park mit unseren Rollerklingeln ganz schrecklich geärgert hatten.

Meine Mutter sagte: «Wenn Sie nichts tun wollen, dann gehen Sie wenigstens vom Eingang weg und lassen Sie mich ins Haus. Dann hol ich die Kinder allein herunter.»

Doch Herr Schüppke sagte nur: «Jetzt seien Sie mal ruhig, Frau Ries, und kommen Sie mit.» Dann nahm er meine Mutter am Arm und ging mit ihr auf die andere Strassenseite, von wo man die Front des Hauses besser sehen konnte.

Am Fenster war niemand.

«Gerade waren die Kinder noch dort oben», sagte meine Mutter und zeigte hinauf.

«Das müssen Sie geträumt haben», sagte Herr Schüppke. Seit sich bei ihm die erste Aufregung gelegt hatte, sprach er wieder hochdeutsch. Und er sagte: «Frau Siebert lässt nämlich die Kinder nachts nicht allein. Denn immer, wenn sie Nachtschicht hat, kommt vorher die Oma und holt die Kinder zu sich. – Nein. Die können nicht da drinnen sein. Ich kenn doch Frau Siebert! Die lässt doch nicht ihre Kinder allein zu Hause, wenn sie abends in Dienst geht. Das hat sie noch nie getan. Und ausserdem war ja auch das Tor zu, und das schliesst Frau Siebert immer nur ab, wenn niemand zu Hause ist.» Plötzlich wechselte er den Tonfall und sagte beinahe ärgerlich: «Herrje, nun brennt's ja auch da oben!» Und dabei zeigte er auf Sieberts Dach.

«Da sind Martha und Ulli wieder», sagte ich, denn eben tauchten über dem unteren Fensterrand im 2. Stock wieder die beiden Gesichter auf. Udo war nicht dabei; aber der war noch zu klein, um am Fenster zu stehen.

Nick Schüppke schaute stumm zu dem Fenster hinauf. Meine Mutter rüttelte ihn am Arm und rief: «Sehen Sie! – Und jetzt tun Sie doch endlich was, Herr Schüppke! Mein Gott! – Was sind Sie nur für ein Luftschutzwart!»

Ich glaube, Nick Schüppke konnte aber in diesem Moment gar nichts tun. Er stand wie versteinert. Und erst als meine Mutter über die Strasse rannte, lief er hinter ihr her. Ich lief auch mit und erreichte

die beiden vor Sieberts Haustor, wo Herr Schüppke meine Mutter gerade zur Seite drängte und versuchte, ihr den Eingang zu versperren.

«Nehmen Sie doch Vernunft an!» rief er dabei. «Oder haben Sie nicht gesehen, wie das Dach brennt! Bleiben Sie hier draussen und lassen Sie mich ein paar Männer holen und warten Sie hier, bis...»

«Warten! – Sind Sie wahnsinnig?» schrie meine Mutter ihn an. «Wollen Sie die Kinder verbrennen lassen?»

«Wollen Sie selbst verbrennen?» schrie Herr Schüppke zurück. «Das ist ein Haus mit einer Holzterre! Noch ehe Sie oben an der Wohnungstüre sind, kann das ganze Treppenhaus eine Fackel sein.»

«Sie gemeiner Feigling!» sagte meine Mutter zu Herrn Schüppke.

Sie versuchte, die Türklinke zu fassen, aber Herr Schüppke schlug ihr die Hand weg.

«So nehmen Sie doch Vernunft an!» sagte er wieder und machte sich vor der Türe breit.

«Weg da!» sagte meine Mutter, und sie packte Nick Schüppke mit beiden Armen und schob ihn zur Seite. Sie schob richtig fest, und er flog mit der Schulter gegen die Torwand. Und schon war meine Mutter an ihm vorbei und durch den Eingang.

Die Haustür war offen gewesen. Also hatte Nick Schüppke vorhin nicht die Wahrheit gesagt, als er behauptet hatte, Frau Siebert hätte das Tor abgeschlossen. Das war gelogen!

Er hatte sogar zweimal hintereinander gelogen. Denn hatte er nicht vorhin gesagt, das Dach von Nummer vierzehn würde jeden Augenblick herunterkommen? Und es war trotzdem noch immer oben und brannte. Jetzt glaubte ich überhaupt nicht mehr, was Nick Schüppke sagte. Vor allem glaubte ich nicht, dass das Treppenhaus zu einer Fackel würde, noch ehe meine Mutter bei Sieberts Wohnung war.

Vielleicht war die Treppe überhaupt nicht aus Holz.

Ich hörte die Absätze meiner Mutter durch den Eingangsflur klap-

pern. Sie schlugen wie auf Stein. – Nein: das war kein Holzboden. – Herr Schüppke war ein Lügner. Na klar: einer, der so tat, als wäre er der Nikolaus! Das war ja auch wieder so eine Lüge von ihm. Denn in Wirklichkeit gab's den Nikolaus gar nicht. Das ging mir erst jetzt so richtig durch den Sinn.

Ich war froh, dass meine Mutter nicht auf Nick Schüppke gehört hatte, als er von der brennenden Fackel sprach. Und dass sie jetzt Martha und Ulli Siebert herunterholte; und den kleinen Udo auch. – Sicher hatte Frau Siebert die drei da oben einfach eingesperrt. – Was wusste Herr Schüppke denn davon? – Oder vielleicht klemmte auch bloss die Tür und sie konnten sie nicht aufmachen. Oder sie konnten Udo nicht die Treppe heruntertragen und wollten nicht weglaufen und ihn allein lassen. Oder vielleicht war sonst irgendwas nicht in Ordnung. – Vielleicht hätte ich mitgehen sollen und meiner Mutter helfen?

Ja! – Ich überlegte, ob ich nicht ganz schnell an Herrn Schüppke vorbeilaufen konnte, denn er stand mit dem Rücken zu mir vor der offenen Eingangstür. Er tat nichts. Er stand nur da und lauschte ins Haus hinein, und eben hatte er gerufen: «Kommen Sie zurück, Frau Ries! – Oder machen Sie wenigstens ganz schnell, denn sonst kommen Sie gar nicht mehr.»

So ein gemeiner Lügner, dachte ich. Der versucht nur, meiner Mutter Angst zu machen.

Aber meine Mutter hatte keine Angst. Auch nicht vor Herrn Schüppke. Sonst hätte sie ihn vorhin nicht einfach so auf die Seite geschoben.

Herr Schüppke war nicht darauf gefasst, dass ich plötzlich vorspringen würde. Darum kam ich ganz gut an ihm vorbei. Aber er machte einen Satz hinter mir her und schnappte mich am Mantel und hielt mich fest.

Ich wehrte mich. Ich trat ihn sogar gegen das Schienbein. Er fluchte und hielt mich noch fester. Er hielt mich jetzt am Handgelenk und verschraubte mir den Arm ein wenig nach hinten. Es tat sehr weh.

Aber meine Füße taten ja auch weh, und eigentlich war's mir

jetzt ganz egal, ob ich noch mehr Schmerzen spürte. Ich wollte nur, dass Herr Schüppke mich losliess, und darum riss ich trotz der Schmerzen an meinem Arm. Ich schrie: «Lassen Sie mich los, Sie Feigling! – Sie Lügner! – Sie ... Sie sind überhaupt nicht der Nikolaus!» Und dann biss ich ihn in die Hand. Er schrie ganz richtig und dann fluchte er wieder, doch er lockerte seinen Griff. Ich kam frei und rannte durch den langen Eingangsflur bis zum Treppenaufgang.

Hinter mir hörte ich Nick Schüppke schimpfen, aber er kam mir nicht nach. Er rief nur: «Na dann lauf doch ins Feuer, du bissiges kleines Biest! Hoffentlich verbrennst du dir den Hintern!»

Ich war noch nie vorher in Sieberts Haus gewesen. Darum wusste ich nicht, welche Treppe die richtige war, denn am Ende teilte sich der Gang, und zu beiden Seiten führten schmale Stufen hinauf. Sie waren aus Holz. Nick Schüppke hatte also dies eine Mal nicht gelogen. Aber – einmal ist keinmal, dachte ich. Ein Lügner ist er trotzdem. Plötzlich schrak ich zusammen. Oben im Haus tönte ein schrecklicher Krach. Und dann hallte die Stimme meiner Mutter durch das Treppenhaus:

«Habt ihr denn keine Schlüssel ? – So schiebt doch wenigstens den Riegel zurück!» Und dann kam wieder so ein Krach – wie ein Hammerschlag, nur viel lauter.

«Mama!» rief ich zwischen diesem und dem nächsten Hammerschlag. «Ich komm sofort und helf dir. – Welche Treppe muss ich denn gehen?»

Es kam keine Antwort. Nur ein neuer Krach und ein Geräusch, das wie Splittern von Holz klang, und dann auf einmal – ganz nahe hinter mir im Dunkeln und immer näher – hörte ich es «wumm-wumm-wumm!» wie das Dröhnen von Nagelschuhen auf Eisen.

Das konnte nicht Herr Schüppke sein. Es durchfuhr mich der Schreck, das könnte der Nikolaus sein oder Knecht Ruprecht mit der Rute, den der Nikolaus zu den bösen Kindern schickte. Und ich hatte doch vorhin Herrn Schüppke Lügner und Feigling geschimpft. Wer weiss, was mir jetzt dafür passierte!

Das alles zuckte mir wie ein Blitz durch den Kopf. Und im selben Augenblick passierte alles zusammen: oben das Splittern von Holz und die Stimme meiner Mutter – ganz schrecklich laut. So laut wie man nur schreit, wenn man ganz weit weg ist oder ganz grosse Angst hat. Aber meine Mutter hatte keine Angst. Sie hatte bestimmt keine Angst. – Nein! Wovor denn? Die Treppe brannte ja gar nicht. Das war alles nur Rauch hier in dem Stiegenhaus; aber kein Feuer. «Geht von der Tür weg!» schrie meine Mutter. «Geht ganz nach hinten!»

Krach! – Es krachte fürchterlich.

Und hinter mir: wumm-wumm-wumm. Aus! – Da war es. Im Dunkeln. Ganz nahe. Tauchte auf und stand still. Und dann hörte ich: «Meine Güte, Kind! – Was machst du denn hier?»

Es war nichts. Nicht der Nikolaus und schon gar nicht Knecht Ruprecht und natürlich nicht Herr Schüppke, der sicher noch immer draussen vor der Tür stand und Angst hatte.

Das hier im Dunkeln war die dicke Frau Selle von gegenüber. Und als ich sie erkannte, war ich so erleichtert, dass ich anfang zu weinen.

«Nu, nu; jetzt musse nich weinen, du klin Schööpke!» Nun, nun, jetzt muss du nicht weinen, kleines Schäfchen! sagte Frau Selle. «Da kommt ja schon din Mama; hörse se?» Da kommt ja schon deine Mama; hörst du sie?

Und wirklich hörte ich ganz oben im Haus etwas poltern, das wie Schritte auf einer Holzterrasse klang. Oder wenigstens so ähnlich.

«Brauchen Se Hilfe?» rief Frau Selle die Treppe hinauf. «Oder kommen Se alleine zurecht?»

«Gehn Sie raus!» hörte ich meine Mutter rufen.

Ohne ein weiteres Wort hob Frau Selle mich hoch und trug mich auf die Strasse.

Da standen jetzt auf einmal eine Menge Leute. Sogar ein Wagen von der Sanität. – Komisch! Wo waren die denn auf einmal alle hergekommen? Nick Schüppke war natürlich auch dabei. Und als Frau Selle mich rausbrachte, kam er auf uns zu.

Und er hatte sich doch tatsächlich die Hand verbinden lassen und trug nun den ganzen rechten Arm in einer schwarzen Schlinge, nur weil ich ihn gebissen hatte – nicht mal besonders fest.

Nick Schüppke ist nicht nur ein Lügner und ein Feigling; er ist auch noch ein Angeber, dachte ich. Hoffentlich schimpft er jetzt nicht wieder mit mir!

Doch als er kam, sagte er nur: «Na, da bist du ja wieder.» Und mit seiner unverbundenen Hand hielt er mir ein Lutschbonbon hin. «Da hast du was vom Nikolaus», sagte er.

Na eigentlich war er ja gar nicht so übel. – Er ist nicht mal böse auf mich, dachte ich.

Auf einmal riefen alle Leute irgendwas und schauten zum Eingang von Frau Sieberts Haus. Ich schaute auch hin, und da kam gerade meine Mutter auf die Strasse. Zuerst war's gar nicht richtig meine Mutter; nur ein dicker Deckenturm. Doch jemand lief hin und zog die Decke runter, und da stand meine Mutter mit Martha Siebert auf dem Rücken und mit Ulli Siebert unter dem Arm und Udo unter dem anderen Arm. Und ihr kleiner Hut war ganz nach vorne gerutscht, und von ihrem schönen schwarzen Sonntagsmantel hing der eine Ärmel raus.

Ach Gott, wenn Oma das sieht, dachte ich. Und auf einmal musste ich wieder weinen.

Einige Zeit danach wurde meiner Mutter das Kriegsverdienstkreuz verliehen. Denn Luftschutzwart Schüppke hatte einen Bericht an die Kreisleitung geschickt und gemeldet, dass meine Mutter ganz allein drei Kinder aus dem brennenden Haus Bülowstrasse sechzehn gerettet hatte.

Schuster Popp hatte meine guten Schuhe noch einmal ausgedehnt, und ich wurde fein gemacht und durfte mit meiner Mutter zu der Ordensverleihung gehen. Aber die Feier war langweilig. Und ausserdem war meine Mutter auch gar nicht die Einzige, die einen Orden

bekam. Ortsgruppenleiter Hotzmann erhielt sogar das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern.

Nach der Feier fragte ich meine Mutter, ob sie nicht auch lieber ein Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern bekommen hätte als den gewöhnlichen Orden.

Sie sagte nein.

Und Nick Schüppke, der auch von der Feier kam und mit uns zusammen auf die Strassenbahn wartete, sagte plötzlich was Komisches.

Er sagte: «Wenn ich gewusst hätte, Frau Ries, dass Sie deshalb einmal mit Volker Hotzmann in einer Reihe stehen müssten, dann hätte ich meinen Brief an den Kreis damals nicht geschrieben.»

Meine Mutter sagte: «Was geht mich Herr Hotzmann an! Mit dem will ich nichts zu tun haben. Ich möchte nicht wissen, wofür der heute wieder einen Orden bekommen hat.»

«Ach, dann wissen Sie das gar nicht?» sagte Nick Schüppke. «Nun, wenn Sie's nicht wissen möchten, dann will ich es Ihnen auch nicht sagen.» Er schwieg und schaute vor sich auf den Boden. Doch auf einmal hob er den Kopf, schaute meiner Mutter ins Gesicht und sagte: «Jetzt sag ich es Ihnen aber doch!»

Als wir nach Hause kamen, wartete meine Oma schon auf uns. Sie hatte einen kleinen Kuchen gebacken und echten Bohnenkaffee gekocht.

«Jetzt wollen wir feiern», sagte sie.

«Feiern!» sagte meine Mutter mit einer ganz komischen Stimme.

Sie war gleich von der Wohnungstür aus in die Küche weitergegangen, wo meine Oma gerade den Kaffee aus dem Topf in die Kanne umleerte. Ich sah das vom Flur aus, weil meine Mutter die Küchentür offen gelassen hatte.

Meine Mutter stand mit dem Rücken zu mir; sie war noch im Mantel und hatte nur ihre Handschuhe und die Handtasche auf das kleine Tischchen im Flur gelegt, zusammen mit der Urkunde von dem Kriegsverdienstkreuz.

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber plötzlich dachte ich: was

ist denn? – Weint sie jetzt? Denn mir kam vor, als hätte sie geschluchzt.

«Mutter», sagte sie zu meiner Oma. «Hast du gewusst, was Jürgen Stoll verbochen hat?»

Meine Oma sagte nichts.

«Sie haben zusammen ein Funkgerät gebastelt – Jürgen und sein Vetter Heini. Darum sitzen die beiden jetzt hinter Schloss und Riegel. Und weisst du, wer das auf dem Gewissen hat?»

Meine Oma sagte nichts.

«Volker Hotzmann, dem sie dafür heute ein Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern an die Brust gesteckt haben!»

Meine Oma sagte nichts.

Sie stellte nur den Kaffeetopf zurück auf den Herd. Erst dann sagte sie: «Hotzmann war das also!»

«Ja. Unser Ortsgruppenleiter!» sagte meine Mutter. Dann drehte sie sich um und kam auf den Flur und zog den Mantel aus. – Und was sie danach tat, konnte ich damals einfach nicht verstehen.

Sie lief mit zwei Schritten zu dem kleinen Tischchen, nahm ihre Ordensurkunde und riss das Blatt – ritsch – mitten entzwei. Und die beiden Hälften riss sie auch noch mal durch – kreuz und quer. Dann machte sie ihren Orden von der Bluse los, wickelte das Band einmal herum, fasste ihn zusammen mit den Schnipseln von der Urkunde, ging aufs Klo, warf alles in den Trichter und spülte ab.

Drinnen in der Küche sagte meine Oma: «Jesus Maria! – Wenn das Kreuz nur nicht im Rohr steckenbleibt!»

Meine Mutter ging ins Schlafzimmer und machte die Türe zu. Erst wollte ich ihr nachgehen, aber dann dachte ich, vielleicht will sie das jetzt gar nicht. Vielleicht hat sie sich sogar eingeschlossen.

Darum ging ich nur bis zur Toilette und schaute in den Trichter. Und als das Wasser in den Behälter nachgeflossen war und aufhörte zu rauschen, zog ich an der Kette, um zu sehen, ob das Rohr verstopft war. Aber das Wasser floss ab.

Ich ging in die Küche und sagte es meiner Oma, und sie sagte:
«Na, dann ist es ja gut.»

Sie schnitt mir ein Stück Kuchen ab und sagte, den sollte ich essen,
damit ich auf andere Gedanken käme.

Sie selbst ass nichts. Sie sass ganz still, und nur einmal sagte sie
was. Sie sagte: Jeh glaub, ich versteh die Welt nicht mehr!»

Gleich darauf stand sie auf und ging aus der Küche.

Und da sass ich denn und ass meinen Kuchen ganz allein.

Der Laden war voll. Ich stand eingekeilt zwischen meiner Grossmutter und dem Rücken eines fremden Mannes. Ich hatte die rosa Schweinsköpfe gezählt, die von den obersten Fliesen grinsten, die Knöpfe am Mantel der Frau Krebs, die Fliegenleichen in der Deckenlampe. Ich hatte gerade zählen gelernt.

Die Leute hielten ihre Lebensmittelkarten fest in der Hand. Jedes Stück Fleisch, das Frau Krebs abschnitt, betrachteten sie genau. Die Köpfe neigten sich nach links, wenn sie zum Hackstock ging, und nach rechts, wenn sie das Fleisch auf die Waage legte. Das war für kurze Zeit komisch, aber bald wurde es langweilig. Ich begann, leise vor mich hin zu singen:

«Es geht alles vorüber es geht alles vorbei.

Zuerst geht der Führer, und dann die Partei.»

Eine Frau fragte: «Was singst du denn da?»

Ich wiederholte, diesmal lauter: «Es geht alles vorüber ...»

Meine Grossmutter packte meine Hand, dass es weh tat.

«Aber Renate! Was fällt dir ein?»

«Warum darf ich nicht singen?» fragte ich.

«Halt den Mund!» Sie drückte meine Hand noch fester.

So redete sie sonst nie. Wenn wir «Halt den Mund» sagten, schimpfte sie: «So spricht man nicht.»

Was hatte sie gegen das Lied? Es kam doch nicht ein einziges von den verbotenen Wörtern vor. Keine Scheisse und nichts. Warum funkelte sie mich so an?

«Der Papa singt das auch!» sagte ich laut.

Meine Grossmutter holte aus und gab mir zwei Ohrfeigen, eine links und eine rechts. Dann zog sie mich aus dem Geschäft. Sie renkte

mir fast den Arm aus, wie sie mich hinter sich her zog, mitten durch die dicht gedrängten Menschen. Meine Grossmutter, die sonst «Pardon» sagte, wenn sie an einen Sessel anstiess!

Meine Wangen brannten.

«Aber ich ...»

«Mund halten!»

Sie schleifte mich hinter sich her.

Zuerst war ich völlig verdattert. Dann rammte ich die Füsse in den Boden.

«Ich will nicht!» schrie ich. «Wenn der Papa ...»

Sie gab mir wieder zwei Ohrfeigen.

Nun war ich völlig überzeugt, dass sie mich nicht mehr lieb hatte. Ich hatte es schon lang vermutet. Jetzt wusste ich es. Meine kleine Schwester war eben herzlich, und ich nicht. Sie liess sich immer an der Hand führen, und ich nicht.

Ich weinte leise vor mich hin. Meine Grossmutter hatte diesen Zug um den Mund, vor dem ich mich fürchtete. Die Hautfalten an ihrem Hals zitterten.

Als wir heimkamen, liess sie sich in einen Sessel fallen.

«Das Kind nehme ich nie wieder mit!» sagte sie zu meiner Tante. «Die bringt uns noch alle ins KZ.»

«Was ist das?» fragte ich.

«Grosser Gott!» Sie drehte mich herum, stellte mich zwischen ihre Knie und nahm meine beiden Hände in ihre.

«Hör mir gut zu: Solche Dinge darfst du nie wieder sagen. Das ist gefährlich. Merk dir das. Du willst doch nicht, dass sie deinen Papa einsperren und uns alle mit?»

«Nein», sagte ich.

Meine Wangen brannten noch immer. Ihr Ehering hatte eine Schramme hinterlassen.

Sie holte ein Messer, hielt es unter fliessendes Wasser, drückte die flache Seite auf meine Wange. «Ist schon gut», sagte sie. «Ist schon wieder gut.»

Ich verkroch mich unter dem Klavier. Seit meine Mutter vor einem Jahr gestorben war, spielte meine Grossmutter nicht mehr Kla-

vier. Es stand nur da, schwarz und glänzend, und trug die Silberrahmen mit den Fotos meiner Mutter.

Zuerst weinte ich eine Weile, dann spielte ich mit den weissen Puppen, die niemand sehen konnte. Ich konnte sie selbst nicht sehen. Ich tat nur so als ob. Meine richtigen Puppen waren bei unserer überstürzten Abfahrt in Wien geblieben.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich dieses merkwürdige Wort «KZ» schon einmal gehört hatte. Eine Tante hatte es gesagt, die zum Begräbnis meiner Mutter aus Polen gekommen war. Alle hatten damals geweint, auch die schiefe Bedienerin aus der Bäckerei und der böse Nachbar mit dem Schnurrbart. Aber sie hatte anders geweint. Sie hatte gezittert, wenn jemand mit ihr redete. Und als sie das Wort gesagt hatte, hatten die Erwachsenen einander angesehen mit diesen Erwachsenenblicken. Mich hatten sie aus dem Zimmer geschickt. Genau so, wie sie mich in den Monaten vorher aus dem Zimmer geschickt hatten, wenn von Mutters Operation die Rede war.

Ich weinte wieder.

Aber diesmal kam niemand und streichelte mich und sagte «Armes Kind».

An dem Abend wartete ich noch ungeduldiger als sonst, bis mein Grossvater aus dem Büro nach Hause kam. Als er dann endlich da war, setzte ich mich auf seinen Schoss und verkroch mich in seinem Hausrock. Mein Grossvater hatte immer alle meine Fragen beantwortet. Aber jetzt konnte auch er mich nur hin und her wiegen, als wäre ich noch ein ganz kleines Kind.

Er konnte nicht sagen, dass mein Vater in Gefahr war, weil er meine herzkranke Tante Gretl versorgte, die Halbjüdin war, und weil er die Familie seines ehemaligen Sanitätsgehilfen unterstützte, der Kommunist war.

«Renaterle», sagte er, «das kann ich dir nicht erklären, weil es nicht erklärbar ist. Und es hat gar nichts damit zu tun, dass du noch klein bist, glaub mir.»

Unser Hund Donar war ein deutscher Schäferhund, ein Erster-Klasse-Rassehund mit einem Erster-Klasse-Stammbaum. Trotzdem wurde er vom deutschen Volk für zuchtunwürdig erklärt.

Unser Hund gehörte zuerst einem Rauchfangkehrermeister. Der Rauchfangkehrermeister hatte die Jagdleidenschaft und wollte einen Jagdhund haben. Donar taugte aber nicht für einen Jagdhund. Er fürchtete sich, wenn es knallte. Er zitterte, zog den Schwanz zwischen die Hinterbeine, steckte die Schnauze seinem Herrn in die Mantelfalten. Sein Herr prügelte ihn, um ihm die Furcht auszutreiben. Je mehr er ihn prügelte, um so mehr fürchtete sich der Hund. Sein Herr schlug ihn halb tot, dann schenkte er ihn her.

Als Donar zu uns kam, fürchtete er sich nicht nur, wenn es knallte, er fürchtete sich auch vor Menschen. Die Angst vor den Menschen vergass er bei uns, die Angst vorm Knallen nicht.

Einmal blies Willi, der Sohn vom Nachbarhof, einen Papiersack auf und zerknallte ihn. Donar verkroch sich hinter mir.

Willi sah den zitternden Hund an.

«Mein Barry, der fürchtet sich nicht», sagte Willi.

Willis Barry war ein Bernhardiner, weichzottelig und klug und tapfer. Willi hatte ihn viele Kunststücke gelehrt: niederlegen zum Beispiel, sich tot stellen, auf den Hinterbeinen hockend die Vorderpfoten heben, Türen aufklinken und Wurstzipfel erst auf ein bestimmtes Kommando fressen. Ich versuchte, unserem Hund wenigstens eines der Kunststücke beizubringen. Ich plagte mich sehr, aber unser Hund verstand nicht, was ich wollte.

Als wir Donar vom Rauchfangkehrermeister geschenkt bekamen, war Krieg. Willi und ich waren zwölf Jahre alt. Als wir dreizehn wa-

ren, erhielten unsere Hunde einen Einberufungsbefehl. Sie sollten Wehrdienst leisten und dem Führer helfen, den Krieg zu gewinnen.

Ich ging mit Donar zum Nachbarhof. Ich suchte Willi und fand ihn in der Scheune, wo das Stroh gelagert wurde. Willi hockte auf einem der staubigen Scheunenbalken. Er hatte einen Zettel in der Hand. Es war der gleiche Hunde-Einberufungszettel, den auch wir bekommen hatten. Vor Willi sass Barry. Ich setzte mich neben Willi auf den Balken.

«Mein Barry», sagte Willi, «der kommt nicht zum Militär!»

Barry sah ihn mit seinen klugen Bernhardineraugen an. Ich streichelte Donar. Sein seidenglatte Fell knisterte. Er leckte meine Hand. Ich konnte nicht weiterstreicheln. Ich hatte ein Würgen in der Kehle.

«Mein Barry», sagte Willi noch einmal, «der kommt nicht zum Militär! Wenn die Hunde sich stellen müssen, wird zur Probe geschossen. Und der Hund, der davonrennt, den können sie nicht brauchen. Die Hunde-Stellung ist in einer Woche. Bis dahin hab' ich meinem Barry ein neues Kunststück beigebracht!»

«Was für ein Kunststück?»

«Renn – wenn es knallt!»

Barry wedelte mit dem Schweif.

«Dein Donar ist feig!» tröstete mich Willi. .

Unser Hund war feig, das stimmte, aber er rannte nicht, wenn es knallte. Er zitterte nur und suchte Zuflucht bei Mama oder Papa oder bei mir. Unser Hund würde zum Militär müssen. Und dann würden sie ihn an die Front schicken. Ich stellte mir vor, wie die Granaten rund um ihn kreperten und wie er niemanden hatte, zu dem er flüchten konnte. Ich stellte mir vor, wie er von Granaten zerrissen wurde.

«Armer Hund!» sagte Willi. «Vielleicht behalten sie dich schon deshalb, weil du so einen blöden germanischen Namen hast!»

Als er das sagte, hasste ich Willi, obwohl er mein Freund war. «Du siehst selber wie ein blöder Germane aus!» schrie ich.

«Nimm das sofort zurück!» schrie Willi.

Damals lernten wir in der Schule, dass es Herrenmenschen und Untermenschen gebe. Herrenmenschen seien alle, die von den Germanen abstammten, Untermenschen alle, die nicht von den Germanen abstammten. Willis Eltern und meine Eltern glaubten nicht an so was. Willis Vater sagte, wer sich in unserem Dorf für einen germanischen Herrenmenschen halte, der sei ein Trottel. In unserem Dorf hatten die Kelten gesiedelt, die Slawen, die Römer und die Bajuwaren. Wir waren alle gemischter Abstammung. Wenn jemand blond und blauäugig war wie Willi, war es ein reiner Zufall.

Für sein Aussehen konnte Willi nichts. Ich nahm alles zurück und sagte, er hätte bestimmt einen Hunnen unter seinen Vorfahren. Laut Schule waren die Hunnen unterste Untermenschen. Auch sie waren irgendwann einmal in der Gegend gewesen, wo unser Dorf stand.

Der Hunnenvorfahre gefiel Willi, und er versprach mir, dass er meinem Donar dasselbe Kunststück beibringen würde wie seinem Barry. Das würde ihm schon gelingen.

Es gelang ihm nicht. Ich selber zerknallte in dieser Woche alle Papiersäcke, die ich auftreiben konnte. Unser Donar wurde immer verzagter und verwirrter, er trat von einer Pfote auf die andere und zitterte immer heftiger, wenn es knallte.

Der Tag der Hunde-Stellung kam, ein schöner heisser Sommertag. Ich zog am Morgen die genagelten Bergschuhe an, die ich schon am Abend vorbereitet hatte. Meiner Mutter, die sonst alles merkte, fielen die Bergschuhe nicht auf. Sie gab unserem Hund zum Frühstück ein Stück Wurst. Wurst bekam er sonst nie. Wurst gab es auf Lebensmittelkarten, und man musste es sich genau einteilen, dass sie für alle Tage der Woche reichte. Unser Hund freute sich über die Wurst.

Willi und ich fuhren mit Barry und Donar zur Hunde-Stellung in die Stadt. Die Hunde wurden auf einer Wiese hinter dem Bulgariplatz gemustert. Ein Mann in Zivil hielt eine Ansprache. Er sagte, wir alle müssten stolz sein, dass unsere Hunde für Führer, Volk und Vaterland kämpfen durften.

Ich schaute mir die anderen Hundebesitzer an. Sie machten das gleiche Gesicht wie meine Mutter am Morgen. Ich glaube nicht, dass sie stolz waren.

Der Mann in Zivil schritt die Reihe der Hunde und Hundebesitzer ab. Vor Barry blieb er stehen. Barry gefiel ihm.

Willi knirschte mit den Zähnen. Er knirschte leise, so dass nur ich es hören konnte.

Meinen Donar beachtete der Mann in Zivil nicht. Mein Donar war eingeschüchtert von den vielen Menschen und den vielen Hunden und wirkte nicht besonders heldenhaft.

Ein paar Soldaten marschierten auf und schossen gleichzeitig ihre Gewehre ab. Sogleich preschte Barry los. Er war ein Hund, der leicht lernte. Nur eine Woche hatte er für das neue Kunststück gebraucht. Er rannte über die Wiese, und sein buschiger Schweif wehte hinter ihm her. Der Mann in Zivil schaute ihm voller Empörung nach.

Mein Hund rannte nicht. Mein Hund drängte sich an mich. Willi trat einen Schritt vor. Er verdeckte mich. Ich hob ein wenig den rechten Fuss. Am Abend zuvor hatte ich einen Nagelkopf auf der Sohle mit einer Zange abgewickelt. Das spitze Nagelende stand heraus. Bei der zweiten Salve trat ich Donar mit dem Nagelschuh. Donar winselte. Er drehte den Kopf zu mir. Er konnte nicht glauben, dass ich es war, die ihn trat.

Ich trat ihn ein zweites Mal. Donar jaulte auf und rannte. Er rannte vor mir davon. Ich lief ihm nach. Sein rechtes Hinterbein blutete, und er zog es ein wenig nach. Aber das konnte nur ich sehen. Der Mann in Zivil konnte es nicht sehen, er war zu weit weg. Er sah nur, dass mein Hund rannte.

Donar flüchtete bis zum Ende der Wiese und verkroch sich im Zauneck. Ich kauerte mich neben ihn hin. Als ich die Hand ausstreckte, um ihn zu streicheln, zuckte er zurück.

Daheim gab ich ihm den Rest der Wurstration. Er war ein sanfter Hund und verzieh mir, dass ich ihn getreten hatte wie einst der Rauchfangkehrermeister.

Ein paar Tage später erhielten meine Eltern einen eingeschriebe-

nen Brief. In dem Brief stand, dass unser Donar wehrunwürdig sei. Ein wehrunwürdiger Hund sei zuchtunwürdig und dürfe keine deutsche Hündin decken. Uns wurde befohlen, den Erster-Klasse-Stammbaum einzuschicken, damit er von zuständiger Stelle vernichtet würde.

Ich lief mit dem Brief zum Nachbarhof. Willi und Barry saßen in der Küche, wo Willis Mutter das Mittagessen kochte. Das Radio war aufgedreht. Es spielte sehr laut. Es übertrug eine Rede des Führers an sein Volk.

Wenn der Führer eine Rede hielt, musste jeder sie anhören. Wer eine Führerrede nicht anhörte, wurde angezeigt. In einem Dorf wie dem unseren wusste jeder von jedem alles. Das ganze Dorf wusste, wer ans Tausendjährige Reich glaubte und wer nicht. Darum drehten wir, die wir nicht daran glaubten, das Radio besonders laut auf, wenn der Führer sprach. Damit jeder, der am Haus vorbeiging, es hörte. Wir wollten nicht wegen einer Führerrede eingesperrt werden. Soviel war uns der Führer nicht wert.

Ich schwenkte den Brief. Willi grinste. Vor ihm auf dem Tisch lag genau der gleiche Brief.

Der Führer brüllte im Radio, er würde sein Volk zum Endsieg führen.

«Mein Barry wird dir nicht helfen beim Endsieg!» sagte Willi zum brüllenden Führer im Radio.

«Halt den Mund!» sagte seine Mutter, sie stürzte ans offene Fenster und schlug die Fensterflügel zu. «Willst du uns die Gestapo an den Hals reden?»

Als unsere Hunde wehrunwürdig wurden, hatten die Hitlertruppen halb Europa erobert. Für alle, die den Endsieg nicht wollten, war es sehr schwer daran zu glauben, dass es keinen Endsieg geben würde. Vier Jahre später marschierten die Amerikaner, die Franzosen, die Engländer und die Russen von allen Seiten heran, die Hitlertruppen befanden sich im Rückzug. Der Führer versprach noch immer den Endsieg.

Wir fingen an, auf unsere Befreiung zu hoffen. Aber unsere Befreier waren noch weit, und inzwischen schickten sie uns ihre Flugzeuge und ihre Bomben. Die Bomben trafen ohne Unterschied Endsieg-Gläubige und Nichtendsieg-Gläubige. Den Führer trafen die Bomben nicht. Der Führer sass in seinem bombensicheren Bunker.

Rund um unser Dorf standen viele Flak-Geschütze. Wenn das Abwehrfeuer der Flak zu stark war, kehrten die Flieger um, bevor sie die Stadt erreichten. Wenn sie umkehrten, warfen sie ihre Bomben ab, ganz gleich, was sie eben überflogen. Deshalb war man vor den Bomben nirgends sicher.

Für unseren Hund war es eine böse Zeit. Beim ersten Ton der Luftschuttsirene, die das Kommen der Flieger ankündigte, lief er in den Keller hinab. Ich hatte ihm nie das Kunststück des Türöffnens beibringen können, jetzt lernte er es von selber. Er stellte sich auf die Hinterbeine und klinkte mit der Vorderpfote die Kellertür auf.

Er war immer der erste und wollte nie warten, bis wir kamen. Wir schleppten bei jedem Fliegeralarm unsere Matratzen aus den Schlafzimmern in den Keller. Es waren echte Rosshaarmatratzen, und sie stammten von der Grossmutter. Mir lag nichts an den Matratzen, meinetwegen hätten sie in den Schlafzimmern bleiben können. Aber meiner Mutter lag sehr viel daran. Wenn unser Haus zerbombt würde und alles kaputtginge, wollte meine Mutter wenigstens die Rosshaarmatratzen gerettet wissen. Mir fiel die Schlepperei auf die Nerven. Einmal weigerte ich mich. Meine Mutter lief dann um die letzte Matratze ins Schlafzimmer, als die Flak schon zu schiessen anfang. Beim nächsten Alarm schleppte ich brav wieder die Grossmuttermatratzen hinunter in den Keller.

Eines Tages flüchtete ein Fremder zu uns in den Keller. Er kam aus einer deutschen Stadt. Die deutschen Städte wurden noch ärger zerbombt als die Städte bei uns in Österreich. Der Fremde war entsetzt, dass wir den Hund in den Keller mitnahmen. Er fragte uns, ob wir nicht wüssten, dass Hunde in bombenverschütteten Kellern ver-

rückt würden. Er erzählte von Verschütteten, die von ihren eigenen Hunden angefallen worden waren.

Meine Eltern wollten daraufhin unseren Hund nicht mehr im Keller haben. Sie beschlossen, ihn in die Holzhütte zu sperren. Dort waren auch die Hühner, dort war er nicht ganz allein.

Als die Sirene heulte, führte ich unseren Hund quer über den Hof zur Holzhütte hin. Er wollte in den Keller und verstand nicht, warum er in die Holzhütte musste. Er sah mich mit dem gleichen verwundeten Blick an wie damals, als ich ihn mit dem Nagelschuh getreten hatte. Ich warf die Tür der Holzhütte hinter ihm zu und schloss sie ab.

Wir sassen schweigend im Keller und hörten das Winseln aus der Holzhütte bis zu uns herunter. Wir schauten uns nicht an.

Die Fliegergeschwader brummt über unserem Dorf. Flakfeuer setzte ein. Unser Hund heulte in der Holzhütte. Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ein Hund so verzweifelt heulen kann.

«Ich halt's nicht aus!» schrie meine Mutter. «Ich hol ihn!»

Sie wollte die Kellertreppe hinauflaufen. Draussen im Hof prasselten Flaksplinter nieder. Bis zur Holzhütte war es weit. Im Nachbardorf war einer von einem Flaksplinter erschlagen worden. Meine Mutter blieb stehen. Eine Bombe sang durch die Luft.

Vom Singen der Bombe bis zum Einschlag, das waren die längsten Sekunden der Welt.

Die Bombe explodierte. Der Boden unter uns erzitterte. Die Kellerwände schwankten. Flaschen fielen aus den Regalen und zerbrachen klirrend.

Die Flak schoss. Die Flieger brummt. Irgend etwas war aber anders als zuerst. Wir begriffen es erst nach einer ganzen Weile. Unser Hund heulte nicht mehr.

Dann flog die Kellertür auf. Unser Hund kam die Treppe heruntergerast. Er winselte vor Freude. Er sprang an uns hoch. Er leckte uns die Gesichter. Dann legte er sich neben mich hin.

Als die Flak zu schießen aufhörte, gingen wir aus dem Keller.

Die Bombe hatte im Feld hinter dem Garten eingeschlagen. Im Feld war ein Krater, fast so gross wie unser Haus.

Die Holzhütte stand noch. Wir dachten, der Luftdruck müsste die Tür aufgesprengt haben, anders hätte unser Hund ja nicht herausgekonnt. Die Tür war zu. Sie hatte unten ein Hühnerschlupfloch. Als die Bombe fiel, war unser Hund in seiner Angst durch dieses Loch gekrochen, ein Loch, gerade gross genug für ein Huhn. Wir sperrten unseren Hund nie wieder in die Holzhütte. Wenn die Sirene heulte, durfte er mit uns in den Keller.

Der Führer im Radio brüllte noch immer vom Endsieg, aber die Front war schon an den Grenzen seines Tausendjährigen Reiches. Zu uns kamen jetzt nicht nur die Bombenflieger, auch die Tiefflieger kamen. Bei Tieffliegern gab es keinen Alarm. Tiefflieger stiessen aus dem Himmel herab, schossen aus ihren Bordmaschinengewehren und verschwanden wieder. Vor Tieffliegern musste man sich sehr in acht nehmen.

An einem Tag, an dem es ausnahmsweise keinen Fliegeralarm gab, holten Willi und ich unsere Hunde und wanderten aus dem Dorf. Es war Winterende. Der Schnee war schon geschmolzen. Die Ackerschollen glänzten nass und dunkelbraun. Unsere Hunde liefen uns voran. Wir gingen auf dem Ackerrain hinter ihnen her.

Wir gingen immer weiter vom Dorf weg, auf den Weidengraben zu. Hinter dem Weidengraben lag eine Flakstellung.

Als wir fast dort waren, kamen Tiefflieger. Wir flüchteten mit unseren Hunden in den Graben und legten uns flach auf die Erde. Die Weidenbüsche hatten noch keine Blätter. Durch das Netz der Weidenzweige sahen wir den blassen Frühlingshimmel.

Die Tiefflieger stiessen herab auf die Flak-Stellung. Die Bordmaschinengewehre knatterten.

Als Barry das Knattern hörte, fiel ihm sein Kunststück ein. Er sprang aus dem Graben. Er rannte über das freie Feld. Sein buschiger Schweif wehte hinter ihm her, wie damals auf der Wiese bei der Musterung.

Es ging alles sehr schnell. Einer der Tiefflieger zog über Barry

hinweg. Als Barry getroffen wurde, riss es ihn mitten im Laufen in die Höhe. Dann sackte er zusammen.

Willi wollte zu ihm laufen. Die feuchte schwere Ackererde hängte sich an seine Sohlen. Willi stürzte nieder. Der Tiefflieger kam zurück. Ich hörte das Knattern und sah, wie die Ackererde rund um Willi aufspritzte. Ich drückte mein Gesicht in das Fell meines zitternden Hundes, weil ich nichts mehr sehen wollte.

Als es still wurde, kletterte ich aus dem Graben. Die Tiefflieger hatten Willi nicht getroffen. Er kniete neben Barry. Ich stapfte über das Feld zu ihnen. Meine Sohlen wurden schwer von Erdklumpen.

Mein Hund stiess Barry mit der Schnauze an, der Blutgeruch verwirrte ihn. Er wich zurück und winselte. Er hörte nicht mehr auf zu winseln.

Willi hat seinen Barry nicht lange überlebt. Als die Alliierten den Rhein überschritten, brauchte der Führer neue Soldaten für seinen Endsieg.

Willi musste einrücken. Er war siebzehneinhalb Jahre alt. Er wurde sofort an die Front geschickt.

Unser Hund hat das Tausendjährige Reich und den Krieg viele Jahre überlebt. Aber an jedem Samstag, wenn die Sirene der kleinen Fabrik in unserem Dorf Zwölf-Uhr-Mittag heulte, klinkte unser Hund die Kellertüre auf und ging hinunter. Als er schon sehr alt war und die Gicht bekam, konnte er die Tür nicht mehr selber öffnen. Er stellte sich davor und wartete, bis jemand kam und sie ihm aufmachte. Dann humpelte er hinunter in den Keller.

Als unser Hund starb, begruben wir ihn hinter den Blumenbeeten. Barry ist im Obstgarten unseres Nachbarn begraben.

Wo Willi begraben liegt, wissen wir nicht.

Sie wohnte mit ihren Eltern und Geschwistern zehn Jahre lang in der Wohnung unter uns. Die Familie Buchsbaum hatte kaum eine Verbindung zu anderen Hausparteien, sie lebte still und zurückgezogen hinter der weissen Wohnungstür.

Die jüngste Tochter hiess Lola. Ich kann mich an das Lächeln erinnern, mit dem sie mir stets für den Gruss dankte.

Ein einziges Mal wagte ich, bei den Buchsbaums anzuklopfen. Ich hatte für ein Fest in der Volksschule ein Hirtenkostüm aus grünem Krepppapier bekommen, das wollte ich ihnen vorführen.

Danach sagte Fräulein Lola im Stiegenhaus zu meiner Mutter: «Sie sollten das Kind nur grün kleiden. Grün passt so schön zu den blonden Haaren.»

Schon vor dem Einmarsch der deutschen Truppen zogen sie aus. Still und unauffällig, ohne Möbelwagen. Sie liessen, glaube ich, die Einrichtung in der Wohnung zurück.

Im Jahr 1938, als unsere Heimat nicht mehr Österreich, sondern Ostmark hiess, begegnete ich Fräulein Lola zufällig in der Wiener Innenstadt. Sie sah hübsch und gepflegt aus wie immer.

«Geht es Ihnen gut?» fragte sie. Ich war überrascht, dass sie mich nicht mehr duzte. Wir standen nur ein paar Minuten beisammen. Fräulein Lola war unruhig, sie schaute sich dauernd um.

Und plötzlich sagte sie: «Wir werden uns schnell verabschieden. Mir kann ja nichts geschehen, ich habe jetzt die Schweizer Staatsbürgerschaft. Aber für Sie könnte es gefährlich werden, wenn jemand Sie mit mir zusammen sieht.»

Sie gab mir nicht die Hand zum Abschied. Sie ging mit hastigen Schritten davon. Fräulein Lola Buchsbaum hatte Angst, mir zu schaden. Sie wollte mir keine Schwierigkeiten machen.

Fräulein Lola Buchsbaum war Jüdin.

Diese Geschichte dauerte in Wirklichkeit sieben Jahre. Ich erzähle sie aber so, als habe sie sich in sieben Tagen ereignet.

Er war neun Jahre alt, hiess Roman, und wir riefen ihn Rommi. Sein Vater arbeitete in einem Büro. Darum wurde er beneidet, denn Arbeitsplätze waren knapp. Viele Menschen konnten keine Arbeit finden und halfen da und dort für ein paar Schilling aus. Es gab viele Strassensänger in den dreissiger Jahren. Wenn sie «O Donna Klara, ich hab dich tanzen gesehn» oder ein anderes Lied gesungen hatten, zogen sie den Hut, und die Leute aus den Häusern warfen ihnen ein paar Groschen zu. Einmal ging ein Mann auf der Strasse, der hatte sich ein Schild umgehängt. Auf dem stand: Nehme jede Arbeit an.

Rommis Mutter war Hausfrau, und er hatte zwei ältere Brüder. Die Familie wohnte in unserer Siedlung am Rand der Stadt. Vor vierzig Jahren haben diese Siedlungen anders ausgesehen als heute, sie waren nicht so gross. Unsere Wohnsiedlung bestand aus 24 Reihenhäusern, und jedes Haus hatte ein Stockwerk mit vier winzigen Zimmern. Unten gab es einen grossen Raum und eine Küche. Vor und hinter dem Haus war ein kleiner Garten. Rommis Eltern hatten beim Bau des Hauses mitgeholfen. Sie hatten wochenlang Abend für Abend und am Wochenende Ziegel geschleppt, hatten mit dem Schubkarren Sand zum Betonmischen gefahren und hatten Wände aufgemauert.

Rommis Grossmutter, die Mutter seiner Mutter, wohnte nicht in dem Haus. Aber sie kam oft zu Besuch. Rommi und seine beiden Brüder nannten ihre Grossmutter Nonna, und bald sagten auch alle anderen Kinder Nonna zu ihr. Wenn die Kinder der Siedlung wussten, dass die Nonna kam, rannten sie zur Strassenbahnhaltestelle und holten sie ab. Zuerst schwang die Stufen ein verwaschener grüngrau-

er langer Rock herab, aus dem unten zwei schwarze Schnürschuhe schauten. Stand die Nonna endlich auf dem Gehsteig, beugte sie sich vor und suchte mit der Hand in einer eingenähten Tasche ihres weiten Rockes herum. Dann lagen ein paar harte Bonbons in ihrer Hand. «Saure» nannten wir sie. Die Nonna gab jedem Kind eines und steckte die übriggebliebenen wieder in die Tasche. Manchmal klebten an den sauren Bonbons Fäden vom Rock. Doch das machte uns nichts aus. Die Sauren schmeckten und machten eine rauhe Katzenzunge.

Die Nonna ging ein wenig gebückt, hatte ihr meliertes Haar streng nach oben gekämmt, und ihr langes Gesicht wirkte durch den dünnen Haarknoten oben am Kopf noch länger. Sie hatte graugrüne, ernste Augen.

Wir mochten die Nonna. Obwohl sie wenig sprach, wussten wir, dass auch sie uns mochte. Wenn Rommi sie anbettelte, erzählte sie. Sie erzählte, dass sie in einem Steinhaus aufgewachsen war und dass das Haus keinen Verputz gehabt habe. Im Stall seien zwei Ziegen gestanden, eine braun, eine schwarz, und ein kleiner Esel. Vor dem Haus wuchs ein Feigenbaum. «Frische Feigen sind das Beste gegen Durst», sagte die Nonna. «Oder ein Kuss!» rief Rommi, der seine Gefühle manchmal etwas übertrieb. Und wenn Rommi vor uns seine Nonna schmatzend küsste, dann konnte die Nonna laut lachen.

Eines Tages geriet das normale Leben in der Siedlung völlig durcheinander. Die Erwachsenen tuschelten, die Radioapparate dröhnten ununterbrochen. Eine Familie zog aus, von heute auf morgen.

«Wohin übersiedeln denn die Bauer?» fragte ich meine Mutter.

«Die Bauer wollen nicht mehr hierbleiben», sagte die Mutter. «Sie gehen fort – ins Ausland. Jemand anderer wird in ihr Haus ziehen.»

«Jemand anderer? Wer denn?» fragte ich. «Ich habe doch immer mit der Grete gespielt.»

«Erzähl das nicht herum», sagte die Mutter, «erzähl das nicht in der Schule! Ich weiss nicht, wer einziehen wird.»

Am 13. März marschierten deutsche Truppen in Österreich ein. Österreich hiess nun Ostmark und war Teil des nationalsozialistischen Deutschen Reiches.

Es muss kurz nach diesem Tag gewesen sein, als Herr Kohl, der Zimmermaler aus der Siedlung, die Mauer der Gärtnerei entlangging. Ich lief mit meinem Einkaufsnetz auf der anderen Strassenseite und murmelte vor mich hin: «Sechs Semmeln, einen Liter Milch, ein halbes Brot.» Da tauchten jenseits der Mauer drei Bubenköpfe auf. Sie schrien auf Herrn Kohl herunter: «Saujud! Saujud!» und verschwanden. Alles hatte sich in Sekundenschnelle abgespielt. Einer der Buben war Rommi gewesen.

Die Nonna wurde von Tag zu Tag dünner und schiefer. Und ernster. Sie huschte wie eine kleine graue Maus von der Strassenbahnhaltestelle zum Haus von Rommis Eltern und ging erst am Abend in der Dämmerung zurück, um heimzufahren. Sie verteilte keine sauren Bonbons mehr. Und Rommis Mutter, die früher gern und viel gesungen hatte, wurde immer stiller.

An einem kalten Wintermorgen traf ich die Nonna in der Riedelgasse. Ich grüsste – und sah sie erschrocken an: Die Nonna trug einen Judensterne.

Bald danach starb die Nonna. Sie wurde auf dem nahen Friedhof begraben. Die Erwachsenen, die sie gerne gehabt hatten, sagten etwas, das mich erschreckte. Sie sagten: «Der Tod war ein Glück für sie.» Und Rommis Mutter, ihre Tochter, sagte: «Sie ist rechtzeitig gestorben.»

Viele Jahre später traf ich einmal Rommi. Wir sprachen von unserer alten Siedlung, von den Freunden und von der Nonna. Zuletzt fragte mich Rommi: «Hast du noch irgendwas vom Kohl gehört? Vom Maler Kohl?»

Ich hatte nichts mehr von ihm gehört. Er war damals, an einem Vormittag, mit einem Lastwagen weggebracht worden und ist nicht mehr zurückgekommen.

«Ich hätte ihn noch einmal sprechen wollen», sagte Rommi.

Ich war zufällig dabei, als sie ihn abholten. Ich sass mit Bert auf einer Bank in der Kastanienallee vor der Siedlung. Mit unseren Taschenfeileln schnitzten wir Haselstöcke zurecht, die wir als Speere verwenden wollten. Vor lauter Eifer vergassen wir, was rundherum geschah. Bert, der wohl einen Blick in die Gegend riskiert hatte, sagte plötzlich: «Schau, die bringen den Geyrhofer!»

Der Eisenbahner Geyrhofer kam, begleitet von zwei Gendarmen mit Karabinern, aus der Siedlung. Er trug seine Eisenbahnermontur, die Mütze sass fest auf dem schütterten Haar, und das linke Auge schielte weiss unter dem Schirm hervor. Als er an uns vorbeiging, konnte ich sehen, dass ihm der Schweiss auf dem Gesicht stand.

Eine Menge Leute aus der Siedlung beobachtete ihn auf seinem Weg. Sie schauten aus den Fenstern, standen in den kleinen Vorgärten, machten sich vor den Häusern etwas zu schaffen. Alle aber taten so, als ob sie den Vorfall gar nicht bemerkten, und niemand sprach ein Wort. Der Geyrhofer, ihr Kollege und Nachbar, den sie jeden Tag sahen und grüssten und mit dem sie gerne redeten, wurde abgeführt wie ein Fremder.

Das geschah im Frühjahr 1943, nach der grossen Schlacht bei Stalingrad, die Hitlerdeutschland verloren hatte. Der Geyrhofer blieb bis zum Kriegsende weg. Hinter der vorgehaltenen Hand hiess es, er sei im KZ.

Uns Buben ging der Geyrhofer eine Zeitlang sehr ab. Wir durften nicht mehr ins Kesselhaus kommen, wo er uns immer beim Anheizen der Lokomotiven hatte zusehen lassen, wir trafen ihn auch nicht mehr auf dem Eisenbahneracker, wo er den Sommer über Gemüse gezogen hatte, und wir vermissten den Spass, den wir auch sonst miteinander

gehabt hatten, wenn er uns eine Arbeit am Schraubstock erklärte oder uns gar den Dampf einer Lokomotive ablassen liess.

Es war die Zeit, als wir noch alle Lokomotivführer werden wollten. Wir fanden es herrlich, im Fahrtwind stehen zu dürfen, von Dampf und Rauch umweht, die Hände an den Armaturen und das Gesicht russgeschwärzt von der Glut der Feuerung. Der Geyrhofer war unser Vorbild.

Er war lange Jahre als Lokführer gefahren, bis ihn sein Rheumatismus gezwungen hatte, von der Maschine zu steigen.

Sozusagen über Nacht hatten wir nun einen Freund verloren.

Natürlich wollten wir wissen, warum das alles geschehen war. Aber meine Mutter wollte nichts davon hören.

«Er hat auf die Grosskopfetten geschimpft», sagte sie, «das kann ihn den Kopf kosten.» Mehr erfuhr ich nicht.

Manchmal ging ich an dem Siedlungshaus vorbei, wo der Geyrhofer im oberen Stock gewohnt hatte. Ich hatte immer hinauf gegrüsst, wenn er am offenen Fenster stand und sich rasierte. Oder ich grüsste seine Frau, wenn sie die Blumen goss. Jetzt war nie mehr jemand am Fenster zu sehen. Die Vorhänge blieben geschlossen. Der Geyrhofer und seine Frau waren verschwunden. Es hiess, dass eine Nachbarin für die Frau Geyrhofer einkaufen ging, weil sie nicht mehr unter die Leute wollte.

Über einen anderen Eisenbahner, der Schauer hiess, erfuhr ich erst später etwas. Er war ein jüngerer Mann, den die Behörden aus irgendeinem Grund vom Dienst mit der Waffe zurückgestellt hatten. Wahrscheinlich deshalb, weil auch die Eisenbahn kriegswichtig war. Er wohnte in derselben Siedlung, in der der Geyrhofer gewohnt hatte, aber in einem Einzelquartier. Er war alleinstehend. Meines Wissens sind wir ihm nie begegnet. Das erstmal hörte ich durch Bert von ihm.

«Das ist einer, mit dem keiner was redet», sagte er mir.

«Und warum?» fragte ich.

«Wegen dem alten Geyrhofer», sagte Bert. «Der Schauer hat ihn verpiffen.»

Wir hockten auf einer Böschung im hohen Gras. Unter uns lag der

Bahnhof und die Siedlung. Die Stränge der Geleise blitzten wie Silber. Es war einer der schönen Tage, als es noch keinen Fliegeralarm und keine Bombenflugzeuge gab. Der Krieg, der später auch uns treffen sollte, war noch weit entfernt.

Am selben Abend noch erzählte ich alles meiner Mutter. Wir lagen im Bett und redeten ein bisschen, wie wir es vor dem Einschlafen gewohnt waren. Wir waren jetzt nur zu zweit, weil mein Vater und meine Brüder eingerückt waren. Es war schön, wenn meine Mutter mich bei der Hand nahm und sie fest in der ihren hielt.

«Dass du zu niemandem etwas sagst, hörst du!» Meine Mutter war aufgeregt. «Die sind imstande und holen uns auch noch.»

Es war mir neu, dass sie mir zeigte, dass sie Angst hatte.

«Ich bin ja nicht blöd, und ich bin kein kleiner Bub mehr», sagte ich. Es entstand eine lange Pause, in der nichts zu hören war als das Ticken des Weckers. Dann erzählte mir meine Mutter alles über den Geyrhofer und seinen Arbeitskollegen.

Der junge Eisenbahner hatte mit Geyrhofer beim Verschub zusammengearbeitet. Sie fertigten zusammen Züge ab, rangierten die Waggons mit den verschiedenen Gütern auf die richtigen Geleise und hatten auch in der Werkstatt miteinander zu tun. Geyrhofer, der ältere, lernte den jüngeren an. Es soll sogar ein ganz gutes Verhältnis zwischen den beiden gewesen sein. Geyrhofer, der sich ganz auf seine Arbeit konzentrierte, redete nie viel. Vielleicht, weil er als Roter verschrien war. Jedenfalls liess er niemanden merken, was er wirklich dachte. Eines Tages aber, als Stalingrad gefallen war und die Nachrichten vom Untergang der 6. Armee langsam durchsickerten, machte Geyrhofer einen grossen Fehler. Er schielte Schauer in seiner unverwechselbaren Art an und sagte: «Jetzt wird ja der verdammte Krieg bald aus sein.» Und weil er einmal ins Reden gekommen war, schimpfte er noch eine Weile fort. Schauer hörte ihm lange zu und sagte dann leise: «Du solltest dir überlegen, was du daherredest.»

In diesem Augenblick wusste Geyrhofer, dass sein Schicksal entschieden war.

Als die Gendarmen Geyrhofer aus der Wohnung holten und abführten, begriff zuerst niemand, warum das geschah. Der Angeber wurde selbstverständlich geheimgehalten. Da es aber in einer kleinen Stadt wie der unsrigen nichts gibt, was lange verschwiegen werden kann, wurde der Sachverhalt bald bekannt. Zwar wagte niemand, laut darüber zu reden, aber unter den Eisenbahnern hiess der Schauer fortan nur mehr: der Spitzel.

Es begann damit, dass niemand mehr mit ihm sprach. Auf der Eisenbahn teilten sie ihm die Arbeit so ein, dass er wenig Kontakt mit den Kollegen hatte und ein paar wenige dienstliche Bemerkungen genügten. Wo er auch hinkam, machten sich die Leute schnell etwas zu schaffen, damit sie ihn übersehen konnten. Wenn er einen Kollegen grüsste, hob der nur knapp die Finger an die Mütze. Wenn er in ein Geschäft kam, rückten die Frauen von ihm ab und hörten sofort zu reden auf. Und sogar auf der Strasse wechselten manche die Seite, wenn sie ihn sahen.

Schauer soll sich nach einiger Zeit zum Wehrdienst gemeldet haben. Er wurde aber nicht genommen. Auch eine Versetzung wurde abgelehnt. Wahrscheinlich hatte er sich nicht getraut zu sagen, warum er versetzt werden wollte.

Das war es, was meine Mutter mir so nach und nach erzählte. Mit der Zeit kannte jeder den Eisenbahner Schauer. Er hockte in seiner Freizeit in den Wirtshäusern herum und stänkerte jeden an, der ihm zu nahe kam. Aber man scherte sich nicht um ihn und liess ihn allein in einer Ecke sitzen. Er war jeden Tag betrunken. Auch mir ist er manchmal in seinem Rausch begegnet. Als er dann plötzlich nicht mehr da war, hat ihn niemand vermisst. Es hiess, er sei strafweise abgeschoben worden. Wo er den Rest des Krieges und die Zeit danach verbrachte, haben wir nie erfahren. In unserer Stadt hat er sich niemals mehr blicken lassen.

Im Frühjahr 1945 ist ein magerer, gebückter alter Mann in die Siedlung zurückgekehrt. Es war der Geyrhofer. Er war schlohweiss, und wir hätten ihn wahrscheinlich gar nicht wiedererkannt, wenn er nicht das schielende Auge gehabt hätte.

Wir Buben waren ein Stück gewachsen, und vielleicht waren wir

auch ein wenig gescheiter geworden. Wir hatten inzwischen gehört, was es mit KZs auf sich hatte, nur wollte das niemand so recht glauben. Man konnte es auch kaum glauben, weil es so fürchterlich war. Ich begriff jetzt, warum sich die Oboernazis in unserer Stadt umgebracht hatten, als die Russen kamen.

Mit dem Geyrhofer trauteu wir uns lange nicht zu reden. Er hat uns auch nicht sehr dazu ermuntert. Es ist sicher ein Jahr vergangen, bis wir unsere Scheu vor ihm verloren hatten. Was er im KZ erlebt hat, haben wir ihn nie gefragt. Und er hat nie etwas davon gesagt.

Ein Arbeitskollege soll ihn einmal nach dem Schauer gefragt haben, und was er wohl tun würde, wenn der wiederkäme. Darauf soll Geyrhofer wörtlich geantwortet haben: «So einen spuck ich nicht einmal an.»

Sie hiess Sarah, war sieben Jahre alt, hatte pechschwarzes, gekräuseltes Haar, und ich hatte sie gern. Ich hatte sie so gern, wie ich meine Eltern gern hatte, meine Eisenbahn, die Pferde auf dem grossen Ringelspiel. Sarah hatte zwei Puppen, die wie Zwillinge aussahen und die ich ständig verwechselte: Elvira hiess die eine, Maria die andere. Sarah sagte, Elvira sei sieben Jahre älter als Maria. Sagte Sarah, und sie musste es wissen, sie war die Puppenmutter, und sie plapperte unentwegt mit ihren beiden Kindern, und sie redete wie ein Wasserfall, wenn wir uns oben auf dem Kreuzberg trafen, hoch über der Stadt. Dort stand ein hölzernes Kreuz auf einem Felsen, ein Christus hing daran, mit erstorbenen Augen und Blut, das in breiten roten Tropfen über seinen Körper rann. Daneben war eine Höhle im Felsen, und wir trafen uns jeden Tag. Dann lag die Stadt weit unter uns, Rauch über den Häusern, eine schwarze Rauchfahne über dem Gefängnis, ein funkelnder Wetterhahn auf einem Turm, der aufblitzte, wenn die Sonne schien.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem wir zum letztenmal gemeinsam dort oben waren.

«Wenn ich gross bin», sagte Sarah, «werde ich Doktor wie mein Vater, aber ich werde ein Doktor, den sie auch arbeiten lassen, nicht wie Papa, den sie nicht arbeiten lassen. Ich finde das gemein, wirklich, wo er der beste Arzt ist in der ganzen Stadt, überhaupt der beste Arzt der Welt. Und jetzt muss er zu Hause sitzen und darf nicht arbeiten, weil er ein Jude ist, weisst du eigentlich, was das ist, ein Jude?»

«Klar», sagte ich. Aber ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass in letzter Zeit immer wieder von den Juden geredet wurde. «Juden sind böse», sagte ich. «Und Juden sind hässlich.»

«Findest du, dass ich hässlich bin?» fragte Sarah. «Und Elvira? Und Maria?»

«Na ja», sagte ich, «es muss ja auch Ausnahmen geben. Vielleicht gibt es ein paar Juden, die nicht sehr hässlich sind.»

«Wenn ich einmal Doktor bin, dann kannst du ruhig krank werden», sagte Sarah. «Ich wünsche mir, dass du krank bist. Alle Krankheiten sollst du bekommen.» Ich erinnere mich, dass sie alle Krankheiten aufzählte, die sie kannte, und ich ihr versprechen musste, dauernd krank zu sein, und sie würde dann kommen und mich wieder gesund machen. Wie ihr Vater.

«Na ja», sagte ich. «Wenigstens in den Schulferien möchte ich manchmal gesund sein.»

«In den Schulferien schon», sagte Sarah grossmütig. «Aber dafür musst du die Masern zweimal bekommen, ja?»

«Gut», sagte ich.

Dann erzählte Sarah, dass sie vielleicht schon bald fortgehen würden.

«Mama und Papa reden dauernd davon», sagte sie. Irgendwohin wollten sie gehen, wo es im Sommer und im Winter warm war. «Ich möchte in ein Land gehen, wo es Affen gibt», sagte Sarah.

«Ich auch», sagte ich.

«Darfst du aber nicht», sagte Sarah, «du bist kein Jude.»

Ich wollte nicht, dass sie fortging, und ich sagte es ihr auch. «Ich will, dass wir uns hier oben treffen, jeden Tag, und wir spielen, und ich bekomme dafür zehnmal die Masern. Einverstanden?»

«Ich weiss nicht», sagte sie zögernd.

Wir sahen sie schon von Weitem. Es waren vier Buben, alle grösser als ich. Sie trugen Lederhosen mit Gürteln und Steinschleudern, und sie machten wichtige Gesichter, wie man sie macht, wenn man hinter wichtigen Dingen her ist, hinter Schlangen oder hinter Heuschrecken oder hinter Schnecken oder Feuersalamandern. Als sie uns sahen, blieben sie zögernd stehen, sie schauten uns nicht an, weil Jun-

gen niemals jemanden anschauen, wenn ein Mädchen dabei ist. Zwei von ihnen kannte ich, flüchtig.

«Hallo», sagte ich.

Sie schwiegen, sie blickten zu Boden, sie kickten Steine in die Luft, und sie kratzten mit den Füßen Furchen in den staubigen Weg.

«Der spielt mit Puppen», sagte dann der grösste.

«Der spielt mit Mädchen», sagte ein anderer.

«Der spielt mit einem Judenmädchen», sagte der grösste. Sie standen jetzt still, und ihre Gesichter waren angespannt. Und dann brüllten sie: «Judenmädchen, Judenmädchen», und das Brüllen wurde immer lauter und immer wilder.

Sarah kannte das Geschrei. In letzter Zeit riefen ihr Kinder auf der Strasse das Wort nach oder Schimpfwörter. «Ich glaube, wir gehen», sagte Sarah ruhig. Ich hätte die Buben ohrfeigen wollen, ich hätte sie gern den Berg hinuntergerempelt, ich hätte sie gern mit den Köpfen zusammengestossen. Doch sie waren grösser als ich, und sie waren stärker als ich. Und sie hatten Steinschleudern. Also gingen wir, Sarah und ich. Wir gingen dicht nebeneinander, und ich weiss noch, wie ich ihren mageren Körper spürte und wie warm dieser Körper war. Und obwohl ich sie nicht ansah, weil ich nur daran dachte, dass ich ein Feigling war, spürte ich, wie sie tapfer lächelte.

Wir mussten an den Burschen vorbei, und sie stellten Sarah ein Bein. Sie stolperte und fiel hart auf den Boden. Da lag sie, und jetzt begann sie leise zu weinen. Eine Puppe hatte sie noch im Arm, die andere lag im Staub – ich weiss nicht, ob es Maria oder Elvira war. Auf diese Puppe stürzte sich einer von den vieren, und sie fingen an, sich die Puppe wie einen Ball zuzuwerfen, sie immer höher zu werfen, immer höher.

Sarah schrie und weinte und lief zwischen ihnen hin und her, um die Puppe abzufangen.

Da packten sie die Puppe – ein Fetzen Stoff mit einem lächelnden Kopf darauf –, einer von ihnen hatte einen neuen Dolch am Gürtel, mit dem heftete er die Puppe an den Kreuzbalken. Sie lachten über

diesen Spass und über die entsetzte Sarah und brüllten jetzt: «Judensau. Judensau.»

Sarah und ihre Eltern konnten nicht mehr fortgehen in ein anderes Land. Eine Woche später wurde die Familie Blauenstein gegen Abend abgeholt. Die Eltern, Sarah und ihre Schwester, ein kleines Mädchen, dessen Name ich vergessen habe. Sie hatten nur wenige Stunden Zeit, um zu packen, nur ein paar Koffer durften sie mitnehmen. Ich stand dabei und fragte, wohin sie gingen, aber niemand gab Antwort, auch meine Eltern nicht. Das Gesicht ihres Vaters war grau und eingefallen. Die Mutter betete. Und Sarah konnte ihren Koffer nicht zubekommen, so sehr wir auch darauf knieten. Sie sagte immer nur, vielleicht dürfe sie zu den Affen, in ein Land, in dem es Sommer und Winter warm war.

Als sie zum Lastwagen ging, war ihr Koffer noch immer offen. Und ich konnte die ganze Zeit nichts anderes denken als: Der Koffer wird aufgehen, bestimmt verliert sie ihren Koffer und alles, was sie liebt, sogar die Puppe. Maria oder Elvira.

Später habe ich erfahren, dass die Familie Blauenstein in einem Lager getötet worden war.

Als der Krieg begann, war ich sieben Jahre, als er zu Ende ging, dreizehn. Was dazwischen geschah, wurde in meiner Erinnerung zu Bildern, die oft nicht zusammenpassen wollen.

Wie meine Mutter auf ihrer schwarzgoldenen Singernähmaschine die erste Hakenkreuzfahne näht und dabei singt und ich vors Haus renne und den Pfarrer von Lasberg stolz mit «Heil Hitler» und emporgestreckter Rechten grüsse, das ist der Anfang.

Dann gab es Nächte, in denen ich nicht schlief, weil «Fliegende Festungen» Linz bombardierten. Die Bündel der Leuchtraketen, mit denen sie ihr Angriffsziel markierten, waren bei uns am schwarzen Himmel zu sehen. «Christbäume» nannten sie die Leute. Sie waren schön anzuschauen, aber meine Mutter hatte Angst, eine Bombe könnte auf das Haus in Linz fallen, in dem ihre Mutter wohnte.

Die ersten Flüchtlinge sind zu uns gekommen. Sie haben in der Volksschule gewohnt, auf Matratzen haben sie geschlafen, und ihre Kleider hingen auf Wäscheleinen, die quer durch die Klassenzimmer gespannt waren. Ein Mädchen war dabei, Vera hat sie geheissen, und lange blonde Zöpfe hat sie gehabt. In die habe ich mich verliebt. Ich wäre gern mit ihr im Haslinger Wald spazieren gegangen. Aber ich habe mich nicht getraut. Ich bin zusammen mit anderen Buben hinter ihrer grossen Schwester und dem Hofer-Herbert hergeschlichen. Die waren jeden Abend im Haslinger Wald. Wir haben ihnen zugeschaut, wie sie sich küsst, und ich habe dabei an die Vera gedacht.

Und so muss es am 9. November gewesen sein:

Ich stehe beim Kriegerdenkmal Wache. (An irgendeinem 9. November ist Hitler mit seinen Anhängern zur Feldherrnhalle marschiert. Dabei hat es Tote gegeben. Und deshalb standen dann an je-

dem 9. November im ganzen Grossdeutschen Reich SS-Männer, SA-Männer und Hitlerjungen auf Ehrenwache.) Bei uns in Lasberg gibt es keine SS, es gibt ein paar SA-Männer, aber die haben anderes zu tun, und mein Freund Gerald, der mit mir zur Wache antreten sollte, hat sich krankgemeldet. Tiefer grauer Himmel, Regen und Schnee. Stundenlang. Weisse Stutzen, nackte Knie, kurze schwarze Schnürsamthose, Braunhemd, Koppel, Überschwung und Pimpfendolch. Die Winteruniform soll ich zu Weihnachten kriegen. Gegen die Kälte schützen mich Stimmen und Bilder in meinem Kopf. Einmal in der Woche kommt ein Wanderkino nach Lasberg. Am liebsten ist mir die Wochenschau. JFür Deutschland kämpfen.» Jede Wochenschau beginnt gleich: U-Boote, die mit schäumenden Bugwellen untertauchen, dazu ein Männerchor: «... denn wir fahren gegen Engeland ...» Stukas, die mit Heulen im Sturzflug herabdonnern, in eleganter Kurve wieder aufsteigen, ein feindlicher Bunker fliegt in Stücke, ein heldenmütiger Infanterist springt aus einem Schützenloch, bringt eine Haftarladung an einem feindlichen Panzer an, verschwindet wieder im Schützenloch, den Panzer reisst es in Stücke.

Jede Woche sehe ich diese Vorspannbilder der Wochenschau. Sie sind so fest in meinem Kopf drinnen, dass ich sie auch jetzt sehe, wie ich da vor dem Kriegerdenkmal stehe, blaugefroren in der HJ-Sommeruniform.

(Wenn ich heute die älteren Leute in Lasberg, die sich noch daran erinnern, frage, was sie sich gedacht haben, wenn da ein Zehnjähriger vor dem Kriegerdenkmal gestanden ist – mit ums Koppelschloss geballten Fäusten und weit in die Ferne gerichtetem Blick – dann grinsen die nur.)

Nur wenige Lasberger waren für Hitler und für den Krieg: Der Ortsgruppenleiter natürlich. Der hatte früher einen Steinbruch gehabt, den hatte er in der Zeit der Arbeitslosigkeit zusperrern müssen. Deshalb, sagten die Leute, hatte er auch zu saufen begonnen. (Nach 1945 ist er dann verschwunden, und in Lasberg hat keiner mehr etwas von ihm gehört.) Der Gendarm war auch für den Krieg, weil er jetzt mächtig war. Die Bauern hatten Angst vor ihm, weil er hinter jeder

heimlich gefütterten Sau und jedem nicht gemeldeten Butterstriezel her war. Die Hamsterer aus der Stadt zitterten vor ihm, weil er sie bis auf die Unterwäsche nach Eiern und Mehl durchsuchte. Unser Oberlehrer war auch ein Nazi. Jeden Montag kam er mit dem Spruch der Woche. An einen erinnere ich mich: «Ihr müsst sein – hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde!» Mein Vater war der vierte Nazi.

Alle anderen Lasberger, die paar Arbeiter und die vielen Bauern, waren gegen Hitler und den Krieg, doch mit uns Kindern haben sie nie darüber geredet. Nur der alte Stoiber, mit seinem Holzbein, das kein Bein war, sondern ein dicker Stock – unten mit einem Gummüberzug und oben mit Lederriemen an den Beinstumpf geschnallt –, sprach darüber, wenn wir bei ihm in der niedrigen Stube des Gemeindehäusels sassen. Früher hatte er uns Geschichten erzählt, jetzt humpelte er hin und her und sagte: «Buam, des geht net guat aus, Buam, es werds es segn!» Ich glaubte ihm nicht. Ich glaubte dem Wanderkino und den Sondermeldungen aus dem Radio und dem Reisesberger, unserem Geschichtslehrer am Freistädter Gymnasium. Wir glaubten an den Sieg. An den Endsieg. Und alle Siege vorher.

Beim Willfred im Zimmer hing eine Karte von Europa. Mit Stecknadeln, an die er die Fahnen der drei Waffengattungen – zu Wasser – zu Lande – und in-der-Luft – geklebt hatte, markierte er die Schauplätze der angeblichen Siege, und sein Vater dachte darüber nach, wo man im kleinen Einfamilienhaus die Landkarten der anderen Erdteile – die es ja auch noch zu erobern galt – unterbringen könnte.

Im Sommer 1943 muss es gewesen sein, da war die Europakarte mit den Fähnchen auf einmal über Nacht verschwunden. Ich habe den Willfred nie gefragt, wer sie weggetan hat. Und von selber hat er nichts gesagt. Ich habe überhaupt niemanden gefragt, wie es jetzt mit den Siegen steht. Nicht einmal meinen Vater. Der war von der Front zurückgekommen, weil er ein Magengeschwür hatte. Er machte in Freistadt in der Kaserne Dienst.

Wenn er zu Hause war, hat er Wagner-Musik gehört. Im Radio spielten sie damals Wagner-Musik mehr als alles andere zusammen. Wenn mein Vater die Wagner-Musik hörte, dann schaute er mich an, als wollte er sagen: Bub, hör zu, das ist das Wahre!

Ich gab mir viel Mühe, ein Germane zu werden. Dabei halfen mir vor allem Bücher. Die germanischen Heldensagen, die Besiedlungsgeschichte der Alb. In der kamen auch Kelten vor. Rulaman hätte mir gefallen können; leider war er kein Germane. Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob ich als Dietrich von Bern ins Morgenland ziehen würde oder ob ich das Abendland als Parzival auf geistige Weise retten sollte. Stundenlang las ich in diesen Büchern, manche Seite konnte ich auswendig, und wenn ich vom Lesen aufschaute, dann schaute ich mir die dunkelbraune Schatulle mit der kräftigen schwarzen Maserung an, die auf unserer Zirbelholzkredenz stand. Mein Vater hatte sie einmal von einer Reise mitgebracht. Reichsparteitag in Nürnberg und anschliessend Parzival in Bayreuth. Das Holz der Schatulle war angeblich das gleiche wie das für die Parzival-Dekorationen. Wenn ich lang genug die Schatulle anschaute, dann verwandelte sie sich in eine Bühne und ich sah Parzival, der mit gewaltigem Schwertstreich den fremden Ritter, der sein Bruder war, in zwei Hälften spaltete.

Wenn man zehn Jahre alt war, kam man zur HJ. Ich war nun schon über ein Jahr bei der HJ, und Hordenführer war ich auch. Eine Horde war die kleinste Gruppe in der HJ und ein Hordenführer der unterste und kleinste Führer. Dann wurde ich zum Rottenführer vorgeschlagen. Ein Rottenführer hat das Kommando über etwa zwanzig Buben gehabt. Rottenführer konnte nicht jeder werden. Ich hatte alle Voraussetzungen dazu: Ich versuchte ein echter Germane zu werden, ich war fasziniert von allem, was mit Hitler, Militär und Krieg zusammenhing. So wie Kinder heute alle Werbeslogans auswendig können, so kannte ich auswendig, was die Propagandamaschine des Dritten Reiches ausspuckte.

Um ein guter Rottenführer zu werden, musste ich ein Schulungs-

lager besuchen. Das Schulungslager war am Attersee in einem ehemaligen Reichsarbeitsdienst-Lager. Die RAD-Leute waren jetzt schon längst an der Front, wo sich, wie uns der Lagerleiter zur Begrüssung erklärte, Deutschlands Schicksal gegen eine Übermacht von Feinden siegreich bewähren werde.

Gerald, ein Bub aus Lasberg, zwei Jahre älter als ich und Anwärter zum Fähnleinführer, war mit mir ins Lager gekommen.

Das Essen war scheusslich im Lager. Die anderen Buben, die aus der Stadt kamen, merkten das vielleicht nicht so sehr, sie waren an scheussliches Essen gewohnt. Aber wir zwei aus Lasberg hatten so einen Frass noch nie bekommen. Wir konnten das Zeug einfach nicht schlucken. Aber etwas auf den Tellern übrig zu lassen, war streng verboten. Einmal gab es braunen Erbsbrei. Gerald und ich sassen dicht vor einem offenen Fenster. Und als gerade niemand zu uns her sah, leerten wir unsere Erbsbreiteller zum Fenster hinaus. Der Erbsbrei klatschte auf das Uniformhemd eines Oberbannführers, der unter dem Fenster vorbeiging. Laut schreiend stürmte er in den Speisesaal, seine Stimme überschlug sich: «Wer war das?»

Zögernd hoben Gerald und ich die Hände, die Hitlerjungen bekennen sich immer zu ihren Taten; und zu ihren Untaten auch.

«Deutsche Jungen, die in solchen Zeiten so etwas machen, sind Volksverräter! Die sind nicht würdig, in unserer Gemeinschaft zu leben!»

Er schrie noch eine Menge, und andere kamen dazu und schrien auch. Wir verstanden nur soviel, dass wir unsere Sachen zusammenpacken sollten und nach Hause fahren mussten. Und vorher mussten wir noch «die Scheisshäuser auf Hochglanz putzen!», weil zwei Schweinen wie uns eine solche Arbeit zustand.

Wir bekamen Fetzen und Kübel und machten uns an die Arbeit. Die anderen Hitlerjungen schauten uns feindselig und hämisch zu. Dabei waren wir bisher mit ihnen gut ausgekommen.

Als ich eine Klomuschel gerade sauber geputzt hatte, kam einer von ihnen her, machte die Hose auf und pisste vor die Klomuschel

hin und lachte und alle lachten auch. Eine verzweifelte Wut stieg in mir auf. Am liebsten hätte ich ihm den Fetzen, mit dem ich die verschissenen Klobretter geputzt hatte, ins Gesicht geworfen. Aber ich wagte es nicht. Ich sah, dass ich von Feinden umgeben war. Und begriff es nicht. Kameradschaft und Zusammenhalten war doch das höchste Ideal für einen Hitlerjungen!

Als wir die Klos endlich geputzt hatten, meldeten wir uns beim Lagerleiter und der teilte uns mit zufriedem Grinsen mit, dass er sich die Sache überlegt habe; wir könnten bleiben!

Wir blieben bis zum Ende des Lehrganges. Und wir blieben auch die zwei Aussenseiter und die zwei Volksverräter. Die anderen machten sich einen Spass daraus, ihre vom Geländedienst verdreckten Schuhe unter die Betten zu schleudern. Gerald und ich mussten sie hervorholen und auf Hochglanz putzen. Der Lagerleiter sagte, wir sollten nicht jammern, sondern froh sein, dass man uns nicht nach Hause geschickt hatte. (Erst viel später habe ich kapiert, dass solche Sachen zum System der Ausbildung gehörten. In jedem Lehrgang gab es solche wie uns, die von allen schikaniert wurden. Sowas stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl der anderen, und aus denen, die sehr viel schikaniert werden, werden oft die besten Führungskräfte; die können die anderen dann besonders gut schikanieren.)

Meine Ernennung zum Rottenführer kam ein paar Wochen später, da war ich längst wieder zu Hause. Und gleich darauf sollte ich den ersten Dienst unter meinem Kommando abhalten. Auf dem Dienstplan stand exerzieren. Exerzieren ist das Langweiligste und Ödeste, was es gibt. Linksum, rechtsum, Fähnlein halt, Fähnlein marsch, linksum, rechtsum ... Und nach einer Viertelstunde Linksum-rechtsum blieb der Buchinger Pepi auf einmal stehen, stumm und unbeweglich wie ein Klotz, während die anderen noch hakenschlagend gehorchten. Ich baute mich vor ihm auf, Hände in den Hüften abgewinkelt, wie ich das von der Wochenschau und den Zeitungsbildern kannte, wollte auch schon anfangen zu brüllen, wie ich im Lager so oft angebrüllt worden war, da bemerkte ich seinen Blick. Ich wusste

sofort, da konnte ich tun, was ich wollte, der würde nicht mehr links- und rechts machen. Der nicht. Und wenn der damit aufhörte, dann hörten auch bald die anderen auf.

So drehte ich mich um, marschierte die vorschriftsmässigen sechs Schritte zurück, machte Kehrtwendung und brüllte: «Fähnlein Achtung, nach dem Weggang, Fähnlein sammeln zum Sport!»

Wir haben dann Fussball gespielt, und der Buchinger Pepi hat wieder einen normalen Blick gehabt. Aber die Bannführung hat von dem Vorfall erfahren, und ich habe nie wieder das Lasberger Fähnlein kommandieren dürfen. Dabei hätte ich viel Zeit zum Kommandieren gehabt, denn wir hatten keinen Unterricht mehr. Auch das Freistädter Gymnasium war jetzt Quartier für Flüchtlinge. Die kamen aus Oberschlesien, aus Pommern, aus dem Banat, Hitlers Grossdeutsches Reich begann zu zerbröckeln.

Vor unserem Ort stand ein Luftwaffenreparaturzug. Das waren viele LKWs, in denen komplette Schlosser- und Mechanikerwerkstätten waren. Die Soldaten warteten auf Benzin und Befehle zur Weiterfahrt. Aber weder Benzin noch Befehle kamen. Wir freundeten uns mit den Soldaten an. Sie spielten mit uns Fussball, und wir brachten ihnen das Eisstockschiessen bei. Manchmal fuhr ich mit einem Soldaten, Hugo hiess er, in seiner starken BMW-Beiwagenmaschine zu den Bauern. Wir machten Tauschgeschäfte. Hugo gab Armeewolldecken, Militärhemden und Socken und bekam Speck, Brot und Eier. Wenn Hugo gut aufgelegt war, durfte ich auf der Heimfahrt die schwere Maschine lenken.

An einem Abend sassen noch etliche von den Soldaten in unserem Wohnzimmer und hörten Goebbels' letzte Rede an die Nation, in der er davon sprach, dass der Kampf weitergeführt werden muss und dass es schon überall hinter den feindlichen Fronten Werwölfe gibt, die Deutschland retten werden. Der Hugo grinste versonnen und murmelte: «Joebbels, Joebbels, det musste uns mal vorhüpfen!»

Ich glaubte auch noch an die Werwölfe. Ich dachte sie mir als wild

und sehr ungeheuerlich, in schwarzen Pelzen nachts durch finstere Wälder schleichend. Hugo sagte: «Nee, nee, Junge, nu jehn se dran, die Kinder zu verheizen!»

Ich konnte dem Hugo nicht mehr sagen, dass er sich da sicher irrte, denn der Hugo war am nächsten Tag fort. Und alle anderen Soldaten auch. Die LKW's mit den Drehbänken und den anderen Maschinen hatten sie einfach stehenlassen. (Die waren auch bald verschwunden. Die ersten ordentlichen Dinge nach dem Krieg wie Fenstergriffe und Türschnallen und Heurechen haben die Handwerker auf diesen Drehbänken erzeugt.)

Dann habe ich ein paar Tage lang ein Pferd besessen. Ein flüchtender Soldat hat es gegen mein Fahrrad getauscht. Aber meine Eltern wollten kein Pferd im Haus. Und Pferdefutter konnte ich auch keines aufreiben. Ich musste das Pferd wieder hergeben.

Und einen Zug – der in Kefermarkt stehen geblieben war – plünderten wir. Die Waggons waren vollgestopft mit Gebirgsjägersonderationen: Schokolade, Zucker, Dauerwurst und Leibbinden aus Flannell. (Aus den Leibbinden hat mir meine Mutter nach dem Krieg einen Bauernjanker genäht. Auf meinen Wunsch, weil das dann so Mode war, hat sie mir ein oberösterreichisches Landeswappen draufgestickt.)

Anfang April riet der Kasernenkommandant in Freistadt meinem Vater, nicht mehr zum Dienst zu kommen, sondern einfach zu Hause zu bleiben und sich krank zu melden. Mein Vater versuchte, seine Parteiuniform, drei Hitlerbilder und «Hitler: „Mein Kampf“» zu verbrennen. Doch in unserem Kachelofen ging das nicht. Wir räumten das halbverbrannte, stinkende, glosende Zeug aus dem Ofen heraus und warfen es in die Senkgrube. Mein Vater hatte es so eilig damit, weil in der Nähe schon amerikanische Panzer waren. Er glaubte, die Amerikaner würden gleich bei uns sein.

Amerikanische Panzer kamen aber gar nicht. Nur einmal ein Jeep. Da hat mich der neue Bürgermeister geholt. Ich sollte dolmetschen, weil ich in der Oberschule ja drei Jahre lang Englisch gehabt hatte.

Die vier amerikanischen Soldaten redeten auf mich ein. Ich schämte mich sehr, aber ich verstand kein Wort. Die amerikanischen Soldaten schüttelten die Köpfe unter ihren seltsamen runden Helmen, die so ganz anders waren als die der deutschen Soldaten. Mit Vollgas machten sie noch eine Runde auf unserem ungepflasterten Marktplatz und liessen uns ratlos in einer Staubwolke zurück.

Dann zogen Gruppen von freigelassenen KZ-Häftlingen aus Mauthausen durch unser Gemeindegebiet. Solche Menschen hatten wir noch nie gesehen. Ihre eingefallenen, verhungerten Gesichter, ihre unordentlich kahlgeschorenen Köpfe haben uns erschreckt. Dass jemand mit ihnen Mitleid hatte oder sich schuldig fühlte, habe ich nie gehört. Wenn sie bei einem Bauern ein Stück Vieh holten, erfuhr man das sofort. Viel schneller jedenfalls, als man vorher erfahren hatte, dass es in Mauthausen ein KZ gab und dass dort Tausende Menschen sterben mussten.

Auf niedrigen Panjewagen, mit struppigen kurzbeinigen Pferden davor, sind die Russen gekommen. Ein paar Frauen im Ort haben sie vergewaltigt, die Greisslerei meiner Eltern haben sie ausgeplündert, den Bauern haben sie auch viel weggenommen; aber das dauerte nicht lange. In Freistadt wurde eine russische Kommandatur eingerichtet, und alle russischen Soldaten kamen in eine Kaserne und hatten kaum Ausgang. Unsere Eltern machten sich daran, «Ordnung zu schaffen»; mit viel Mühe, Fleiss und Ausdauer wieder zu dem zu kommen, was ihnen der Krieg genommen hatte. Von den vergangenen Zeiten wollten sie nicht reden. Und der Reisesberger, unser Geschichtslehrer, hatte die Germanen satt. Rassisch gesehen, erklärte er uns, seien wir Mühlviertler alle «dinarische Rundschädel» und hätten mit den Germanen absolut nichts zu schaffen, das könnten wir ihm ruhig glauben! – Aber damals hatte ich schon aufgehört, irgend jemandem auch nur irgend etwas zu glauben.

Wenn man von der Zeit schreiben will, in der man ein Kind war, muss man vorsichtig sein, weil schwer auseinanderzuhalten ist, an was man sich wirklich erinnert, was einem andere erzählt haben und was man seither aus seinen Erinnerungen gemacht hat. Da gibt es in meiner Erinnerung – zum Beispiel – einen grasgrünen, runden Zuckerschlecker an einem dünnen, weissen Holzstiel und dazu gehört noch ein gelbes Porzellanhäferl, auf das ein brauner Teddybär gemalt war, und ein Stück Lochstickerei spitze mit glänzendem, weinrotem Stoff dahinter; aber der grasgrüne Schlecker ist das Wichtigste an der Erinnerung, er macht sie gut und warm.

Man hat mir erzählt, dass das der erste Zuckerschlecker gewesen ist, den ich in meinem Leben bekommen habe. Ich war damals acht Jahre alt. Es muss zeitig in der Früh gewesen sein, denn in dem gelben Häferl mit dem Teddybären war Kakao, und Kakao habe ich nur zum Frühstück getrunken. Ich muss im Bett meiner Grossmutter gesessen sein, denn nur das Bettzeug meiner Grossmutter war mit Lochstickerei verziert, und nur die Steppdecke meiner Grossmutter war mit glänzendem, weinrotem Stoff überzogen.

Aber die Geschichte, an deren Ende ein grasgrüner, runder Zuckerschlecker in meiner Hand ist, gehört nicht zu meiner Erinnerung, die hat man mir erzählt. Ich erinnere mich nur an meine weinende Mutter. Beim Küchentisch ist sie immer gesessen, den Kopf hat sie auf der Tischplatte liegen gehabt, und weil sie sehr stark geweint hat, haben ihre Schultern gezuckt. Oft ist mein Grossvater neben ihr gestanden und hat ihr eine Hand auf die zuckende Schulter gelegt und hat gesagt: «Solang sie ihn nicht als vermisst melden, brauchst noch nicht weinen.»

Meine Mutter weinte, weil mein Vater in Russland war und weil seit vielen Wochen weder ein Brief noch eine Feldpostkarte von ihm gekommen war. Sie glaubte, mein Vater sei längst tot.

«Ja, warum soll er denn tot sein?» hat mein Grossvater einmal gefragt, um meine Mutter zu trösten. Da hat meine Mutter geschrien: «Ja warum soll er denn nicht tot sein? Der Scheiss-Krieg ist ja zum Sterben da!»

Dann kam ein Brief, aber nicht von meinem Vater, sondern von einer Wehrmachtsstelle. Meine Mutter sass eine Stunde lang vor dem verschlossenen Brief, sie machte ihn nicht auf. Sie hatte Angst. Sie dachte, in dem Brief steht, dass der Unteroffizier Walter Göth für Führer und Vaterland an der russischen Front gefallen sei. Mein Grossvater machte dann den Brief auf. In dem Brief stand, dass der Unteroffizier Walter Göth schwer verwundet und mit einer Lungenentzündung in Warschau im Lazarett liegt.

Meine Mutter hat einen Bruder, der ist schon als ganz junger Bursch ein Nazi geworden; als die Nazis noch längst nicht an der Macht waren, als die Nazi-Partei noch verboten war. Dieser Bruder war damals bei der SS und sass in Berlin und war ein ziemlich wichtiger Mann im Führerhauptquartier. Meine Mutter rief ihren Bruder an, und er verschaffte ihr die Erlaubnis, nach Warschau zu fahren, um meinen Vater zu besuchen.

Mein Grossvater hat gesagt: «Da ist der verdammte Sauhund von einem Nazi wenigstens einmal zu was gut!»

Mein Vater war sterbenskrank. Sein Bett stand in einem kleinen Zimmer, das die Leute im Lazarett «das Sterbekammerl» nannten. Dorthin schoben die Krankenschwestern die Betten der Soldaten, von denen sie meinten, dass sie in den nächsten Stunden sicher sterben würden. Sie wollten den anderen Soldaten in den Krankenzimmern den Anblick der toten Soldaten ersparen. «Wenn alle paar Stunden einer im Zimmer stirbt», sagten die Krankenschwestern, «dann werden die anderen überhaupt nicht gesund.» Sie sagten: «Ans Sterben muss man sich langsam gewöhnen!» Die Ärzte und die Krankenschwestern im Lazarett waren ans Sterben gewöhnt. Sie amputierten

Tag und Nacht zerschossene Beine und Arme, sie flickten aufgerissene Bäuche, sie operierten Granatsplitter aus Fleisch und Knochen, sie spritzten Morphinum, wenn einer allzu laut vor Schmerzen brüllte. Und jeden Tag kamen neue sterbenskranke Soldaten von der Front angeliefert, und jede Nacht starb die Hälfte von ihnen. Meinen Vater rechneten sie zu der Hälfte, die sterben musste.

Aber dann erhielt der Chefarzt vom Lazarett einen Anruf aus Berlin aus dem Führerhauptquartier. Ich weiss nicht, was der Bruder meiner Mutter dem Chefarzt alles sagte, jedenfalls verlangte er einen täglichen telefonischen Bericht über das Befinden des Unteroffiziers Walter Göth an das Führerhauptquartier, und mein Vater war plötzlich eine sehr wichtige Person. Sie rollten ihn wieder aus dem Sterbekammerl heraus. Einer, über den das Führerhauptquartier täglich Meldung haben wollte, der durfte einfach nicht krepieren. Und als mein Vater trotz aller Fürsorge vom Chefarzt und den Oberärzten und den Krankenschwestern zu krepieren drohte, da ordnete der Chefarzt, der nicht viel von Lungenentzündungen verstand, weil er Facharzt für Urologie war, das Äusserste an: Er liess einen Arzt aus dem Getto holen. Im Getto waren die Juden, die noch nicht vergast worden waren. Um das Getto herum war viel Stacheldraht, und da waren auch Wachtürme in regelmässigen Abständen. Auf denen sassens deutsche Soldaten, die schossen jeden Juden tot, der aus dem Getto fliehen wollte.

Ein deutsches Wehrmachtsauto holte nun jeden Vormittag den jüdischen Arzt, der früher ein berühmter Lungenspezialist gewesen war, aus dem Getto und brachte ihn zu meinem Vater.

Mein Vater hatte sehr hohes Fieber. Soviel Fieber, dass man es auf dem Fieberthermometer nicht messen konnte, weil das Quecksilber das ganze Glasröhrchen ausfüllte.

Mein Vater erinnert sich an den jüdischen Arzt nur wie an ein Stück von einem Fiebertraum: Ein weisses Krankenzimmer; ein graues Hitlerbild an der Wand, über ihn gebeugt, ein alter, sehr dünner Mann mit einem weissen Bart und einem schwarzen, zerfetzten Mantel, auf dessen einem Ärmel ein Judenstern war. Der jüdische Arzt

redete auch nicht mit meinem Vater. Vielleicht konnte er nicht Deutsch. Vielleicht wollte er mit einem deutschen Soldaten nicht reden. Er schmierte meinem Vater die Brust und den Rücken mit einer heissen Salbe ein und legte ihm flache Kissen, mit merkwürdig riechenden Kräutern gefüllt, auf die Brust. Wenn er bei meinem Vater war, durfte kein anderer Arzt und keine Krankenschwester im Zimmer sein.

Mein Vater wurde wieder gesund. So gesund, wie man werden kann, wenn sechsvierzig Granatsplitter die Beinhaut der Knochen verletzt haben und das Herz nicht mehr richtig schlägt.

Eine Krankenschwester erzählte meinem Vater, dass der Chefarzt dem jüdischen Arzt das Erschiessen angedroht hatte, für den Fall, dass er meinen Vater nicht vom Sterben abhält. Vielleicht hat der jüdische Arzt meinen Vater nur deshalb gesund gemacht. Andererseits hat der jüdische Arzt sicher gewusst, dass ihn die Deutschen demnächst ohnehin umbringen. Aber niemand kann wissen, wozu man sich zwingen lässt, um ein paar Wochen länger am Leben zu sein. Auch wenn das ein Leben hinter Stacheldraht, in Dreck und Hunger ist.

Angeblich redete mein Vater damals in den Fieberträumen wirr. «Saunazi» und «Scheisshitler» rief er laut und schlug dabei wild mit den Armen herum. Meine Mutter, die neben seinem Bett sass, redete dann ganz laut auf ihn ein, obwohl sie wusste, dass keines ihrer Worte in seine Fieberträume eindrang. Sie redete so laut, damit niemand hörte, was mein Vater sagte. Sie konnte ja nicht wissen, wer im Lazarett ein böser Nazi war. Dass jemand wegen «Scheisshitler» und «Saunazi» angezeigt und verurteilt wird, war damals leicht möglich.

Meinen Vater plagt es, dass ihn der jüdische Arzt wahrscheinlich für einen grossen Nazi gehalten hat. Für einen, der gerne Russen und Polen umbringt und Juden besonders gerne. Für einen, der grinsend an Gettos vorbeigeht.

«Aber Scheisshitler muss er verstanden haben», sagt mein Vater manchmal. «Wenn ich wirklich dauernd Scheisshitler gebrüllt habe, dann hat er das verstanden. Das hat damals jeder verstanden!»

So tröstet sich mein Vater. Er hatte ja keine Gelegenheit mehr, dem jüdischen Arzt zu danken und mit ihm zu reden, denn als das Fieber endlich sank, als das, was die Ärzte «Krisis» nennen, vorüber war, kam der jüdische Arzt nicht mehr.

Meine Mutter, die jeden Vormittag den Besuch des jüdischen Arztes vor dem Krankenzimmer abwartete, konnte mit ihm auch nicht reden, denn vor der Krankenzimmertür warteten zwei Soldaten mit Maschinenpistolen, die führten den Professor, wenn er aus dem Zimmer meines Vaters kam, weg. Meine Mutter brachte es nicht fertig, die Soldaten zu bitten, ein bisschen zu warten, den Professor nicht gleich am Ärmel zu packen, ihn nicht gleich wegzuführen. Sie wollte kein Wort mit den Soldaten reden, weil sie voll Hass und voll hilfloser Wut auf die zwei Soldaten war. Und sie schämte sich vor dem Professor. Sie sagt, ein paarmal, wie man ihn an ihr vorbeigeführt hat, hat er sie angeschaut, als ob er sie anspucken wollte. Sie sagt, man kann überhaupt nicht beschreiben, wie ihr zumute war. Froh war sie, dass es meinem Vater von Tag zu Tag besser ging, aber aus den anderen Zimmern wurden die Soldaten in das Sterbekammerl gefahren. Und keiner holte sie wieder heraus. Meine Mutter sagt, sie fühlte sich schuldig. Weil sie und mein Vater Ausnahmen waren. Keine andere Frau sass bei ihrem kranken Mann. Kein anderer Soldat hatte einen jüdischen Arzt, der ein berühmter Spezialist gewesen war.

Als meine Mutter zehn Tage in Warschau war, war ihre Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen. Sie hätte mit ihrem Bruder telefonieren können, dass er die Aufenthaltsgenehmigung verlängern lässt, aber sie tat es nicht. Sie fuhr nach Hause. Am Bahnhof, bevor sie in den Zug stieg, kaufte sie für mich – um zwei Zuckermarken und zwanzig Pfennig – den grasgrünen, runden Zuckerschlecker an dem dünnen weissen Stiel.

Meine Mutter brauchte vier Tage, bis sie in Wien war, weil die Eisenbahnschienen an vielen Stellen von Bomben zerstört waren, und manchmal gab es dort, wo die Lokomotive Kohlen bekommen sollte, keine Kohlen. Ausserdem fuhr der Zug sehr langsam. Viel zu viele Waggons mit verwundeten Soldaten, die nach Deutschland zu-

rückgebracht werden sollten, waren an der Lokomotive dran. Und oft blieb der Zug irgendwo stehen und stand dort stundenlang, und keiner wusste, warum das so war.

Meine Mutter kam sehr früh am Morgen in Wien an. Sie ging vom Bahnhof zu Fuss nach Hause. Bomben hatten auch in Wien die Strassenbahnschienen zerstört. Als sie kam, sass ich im Bett meiner Grossmutter, zugedeckt mit der Steppdecke mit der Lochstickerei und trank den Kakao aus dem gelben Häferl mit dem braunen Teddybären. Meine Mutter erzählte dem Grossvater und der Grossmutter von Warschau und von meinem Vater. Und sie redete laut, weil meine Grossmutter schwerhörig war. Ganz gewiss habe ich alles gehört, und ganz gewiss habe ich auch alles verstanden, von den Juden, die im Getto verhungerten oder vergast wurden, von den Soldaten, denen die Beine fehlten und manchmal die Arme auch, von den sechsendvierzig Granatsplittern in meinem Vater drinnen, von seinem Herzleiden und vom jüdischen Professor im zerlumpten Mantel mit dem gelben Stern.

Ich hielt das weisse Staberi vom Zuckerschlecker so fest umklammert, dass mir die Finger weh taten, und ich dachte: Aber sie haben dort Zucker schlecker! Grasgrüne Zucker schlecker! Wenn sie dort Zuckerschlecker haben, dann kann es doch nicht so arg sein! Wenn sie dort Zuckerschlecker haben, dann muss es denen doch auch irgendwie gut gehen!

Ich habe mir das lange vorgesagt, und in der Schule nachher habe ich es auch den anderen vorgesagt. Der Kern-Margit, deren Vater über Afrika abgestürzt war, der Mader-Irmi, deren Vater vermisst war, der John-Hansi, deren Vater in Gefangenschaft war, und der Meisl-Erika, deren Vater seit Monaten nicht mehr geschrieben hatte. Ich habe ihnen den Schlecker gezeigt und ich habe sie einmal schlecken lassen und ich habe gesagt: «Der ist von dort, wo mein Vater ist! Dort gibt es Zuckerschlecker! Alle Geschäfte sind dort voll Zuckerschlecker!»

Das war nämlich damals eine Zeit, in der man niemanden zum Trösten hatte. Da musste man sich selber trösten mit einem Zuckerschlecker.

1943. Irgendwo im Norden Europas war es, genauer gesagt, 360 Kilometer nördlich des Polarkreises in der Tundra Lapplands. Es war Winter. Der dritte Winter für uns, der im November begonnen hatte und im Mai vielleicht enden würde. Es war Krieg. Es war kalt. Wir hatten wenig Freude, und wenn wir Freude hatten, dann nur die, die wir uns selbst bereiteten. Wir waren eine bunt gemischte Gesellschaft aus allen Gegenden Deutschlands und Österreichs – das damals Ostmark hiess –, aber wir vertrugen uns. Wir vertrugen uns schon deshalb, weil wir überleben wollten. Das konnten wir aber nur, wenn wir zusammenhielten. Wir hielten zusammen: gegen die Kälte, gegen die Polarnacht, gegen die Schneestürme, gegen den Hunger, gegen sinnlose Befehle, die vom Oberkommando bis zu uns weitergeleitet wurden. Allerdings kamen diese Befehle reichlich spät zu uns ans Ende der Welt, drangen nur langsam durch die Schneewüste, über eisstarre Seen und zugewehrte Fahrwege. Wenn sie also bei uns ankamen, die Befehle, hatten sie viel von ihrer ehemaligen Absolutheit, Grimmigkeit und Schärfe eingebüsst.

Ein Befehl, der uns erreichte, behandelte das Weihnachtsfest.

«Soldaten!» hörten wir aus dem Mund des Kommandeurs, «ihr sollt euer Weihnachtsfest haben. Aber die Kampfkraft der Truppe muss aufrechterhalten bleiben. Schickt eure Gedanken nach Hause, aber seid auf der Hut. Der Feind lauert auf eine Schwäche von uns. Mit der Waffe in der Hand wollen wir entschlossen dafür garantieren, dass unsere Mütter, Frauen und Kinder zu Hause unbesorgt das Weihnachtsfest feiern können.»

Wir hörten den Befehl, wir standen wie Zinnsoldaten, wir zwinkerten nicht einmal mit den Augenlidern, aber alle von uns dachten genau dasselbe: Rutsch uns den Buckel runter!

Vielleicht war es nicht genauso, denn der eine oder andere dachte deutscher, beziehungsweise norddeutscher, etwa so: Mensch, du kannst mir mal ... – was aber schliesslich auf dasselbe hinauskam.

Kaum war der Tagesbefehl vorbei, stapften wir über acht Schneestufen in die Unterkunft hinunter. Unsere Unterkunft seit Jahren: eine Baracke in den mit Dynamit ausgesprengten Felsgrund hineingekuschelt, damit die Stürme ihr nichts anhaben konnten. Manchmal ragte nur das Ofenrohr aus dem Schnee wie das Periskop eines Unterseebootes. Jetzt gab es wenig Schnee, dafür waren die Temperaturen tiefer als sonst. Wir stiegen hinunter in unsere Baracke, schälten uns aus den Pelzmänteln, zogen die riesigen Filzstiefel aus und nahmen die Lammfellmützen ab. Hier unten in der Grube war es warm. Denn das einzige, was wir reichlich hatten, war Holz. Monatelang glühte der Ofen, bis der Polarwinter und die Polarnacht dem kurzen Sommer wichen. Unser Geschütz – wir waren allesamt Kanoniere und zur Abwehr feindlicher Flieger eingesetzt – hatte jetzt zwei Stunden wachfrei. Wir freuten uns auf die Wärme, die uns die starren Hände und Füsse auftauen sollte.

Nun habe ich gesagt: wir hielten zusammen. Das stimmte zwar immer, wenn es um bedeutende Dinge ging, aber bei so kleinlichen Angelegenheiten wie Stubendienst, Wachablöse, Essenholen und Wasseraufbereitung, da gab es einen, der war immer gegenteiliger Meinung. Das war Karl. Sagten wir weiss, sagte er schwarz; sagten wir heiss, sagte er kalt. Dabei war er letzten Endes ohnehin unserer Auffassung, aber es machte ihm ungeheuren Spass, zuerst einmal zu widersprechen. Er lehnte bei solchen Ereignissen in einer Ecke, lächelte sanft vor sich hin und freute sich, wenn wir schimpften, rote Köpfe bekamen oder in Wut gerieten. Dann machte er erstaunte Augen oder trällerte ein Lied, bis wir merkten, dass er uns schon wieder zum Narren gehalten hatte.

Als erstes fütterten wir den Ofen.

«Fain, so ä glihenda Ofen, nech wahr?» sagte Franz.

«Wenn wir nur etwas hätten, was wir darauf kochen könnten»,
murrte Karl.

«Ich bin schon froh, wenn sie uns heute in Ruhe lassen», sagte ich.

«Glaubst du, dass der Iwan auch Weihnachten feiert?» fragte Otto.

«Was weiss ich. Vielleicht gibt es heute nacht Nordlicht, dann fliegen sie bestimmt keinen Angriff.»

«Mensch, du denkst wohl, die Russen sitzen dann zu Hause, schauen auf den bunten Himmel, drehen Daumen und sagen: Guckt mal! Väterchen Frost reitet über den Himmel.»

«Das nicht; aber die Funkgeräte funktionieren bei Nordlicht nicht. Und die Russen fliegen doch mit Funkpeilung.»

«Soldaten!» schrie Anton und ahmte den Kommandeur nach, «wir brauchen einen Christbaum!»

«Haste nich' den Tagesbefehl jehört?»

«Tagesbefehl? Gilt nicht mehr. Jetzt ist Nacht. Also – ein Christbaum muss her.»

«Das ist kein Kunststück, den haben wir in fünf Minuten.»

«Ich hole ihn», sagte Otto, kroch in den Pelzmantel, nahm die Taschenlampe und verschwand. Kaum war Otto draussen, erhob sich die Frage, was wir auf den Baum hängen sollten.

«Da haben wir noch leere Konservendosen ...»

«Na und?»

«... ich meine, die sind aus Zinkblech. Wenn wir sie abputzen, glänzen sie ganz anständig. Schlagen wir ein Loch in den Boden, ziehen wir eine Schnur durch und hängen wir sie auf den Baum.»

«Ihr seid bescheuert», sagte Karl.

«Weisst du etwas Besseres?» biss ihn Anton an.

«Wie viele Zigaretten hascht du no?» fragte mich Franz.

«Drei», sagte ich.

«Und du?» fragte Franz die anderen reihum.

Wir erreichten die stattliche Zahl von fünfundzwanzig Stück.

«Die hänge wir auch auf des Bäume. Die sehe wenigstens wie Kerzle us.»

«Haben wir keine Kerzen mehr?»

«Nein, das heisst, zwei Stück. Aber das ist die Notbeleuchtung.»
«Na wenn schon. Heute werden wir doch ein bisschen verschwenderisch sein dürfen.»

Die Tür ging auf. Otto kam mit einem kleinen Föhrenbäumchen zurück.

«Ganz einfach abgebrochen! Menschskinder, eine Kälte muss es haben. Brauchst bloss mit dem Stiefel gegenzutreten – schon ist das Holz ab.»

«Lasst ja nicht das Feuer ausgehen», sagte einer.

Das Telefon schrillte. Franz nahm den Hörer ab. Er sagte immerfort jawohl und jawohl und dann lange nichts mehr und dann legte er den Hörer auf.

«Was ist?» wollten wir wissen.

«Da Melder vom Regiment ischt zrückeckomme.»

«Hat er etwas für uns?»

«Nain.»

«Keine Post?»

«Nain.»

«Keine Pakete?»

«Nain.»

«Keine Sonderverpflegung?»

«Nain.»

«Nichts?»

«Nischt.»

Eine Weile schwiegen wir. Wir wussten schon, was das zu bedeuten hatte. Weitere Kürzung der Verpflegung: dreissig Gramm Kunstfett, ein Drittel Brot, fünf schwarze Kartoffeln und einen Schöpflöffel Kraut suppe pro Mann und Tag. Karl ging zur Stellage und nahm eine verbeulte Kaffeekanne herunter. Er goss einige Tropfen des schwarzen Ersatzkaffees auf die glühenden Ofenringe.

«So haben wir alle etwas vom letzten Tropfen, nämlich den Geruch. Oder wie sollten wir ein Viertelliter in sechs Teile teilen?»

«Halt!» rief ich, Jeh habe eine Idee.»

«Dieser Wiener hat immer eine Idee, wenn es ums Fressen geht», sagte Karl. «Kommt jetzt die wunderbare Kaffeevermehrung?»

Ich liess mich nicht beirren und fragte: «Wie viele Erdäpfel haben wir noch?»

Wir brachten dreissig zusammen. Otto musste sie schälen, Franz begann sie zu reiben, Anton putzte die Bratpfanne, und ich wartete auf meinen grossen Auftritt. Endlich war es soweit. Ich goss etwas Kaffee in die Pfanne und platschte den Kartoffelbrei hinein, liess ihn braten, drehte ihn vorsichtig um, bis auch die Rückseite braun und knusprig war wie eine Omelette und legte das fertige Stück auf den Teller. Drei Omeletten brachten wir zusammen. Anton drückte ich ein Messer in die Hand: Er schnitt vorsichtig Sterne und Halbmonde daraus.

«Jetzt haben wir Weihnachtsbäckerei», sagte ich.

«Ihr habt 'nen Vogel», sagte Karl.

Wir hörten nicht auf ihn und gingen eifrig ans Werk. Der Baum wurde aufgestellt, mit Konservendosen, Zigaretten, Sternen und Halbmonden, zwei echten Kerzen und schnell gefertigten Papierblumen geschmückt. Dann kehrten wir die Stube aus, machten die Betten recht ordentlich und bereiteten unser Abendessen: Suppe, ein Stück Brot und etwas Wurst aus einer Dose. Es war warm, und wir waren zufrieden.

Plötzlich läutete das Telefon; die Sirene heulte, und die Alarmglocke über der Tür schrillte. Franz sprang zum Apparat, wir stürzten hinaus in die Polarnacht zum Geschütz, ohne Pelzmützen, ohne Pelzmäntel, in Hausschuhen und Hemdsärmeln, und fütterten die Kanone mit Granaten. Scheinwerfer tasteten über den Nachthimmel. Im Westen hing ein gelbrötlicher Vorhang, der sich wellenförmig bewegte: ein Nordlicht. Wir starrten auf das beklemmend schöne Naturschauspiel und hörten gleichzeitig das Brummen von Flugzeugmotoren.

«Dass die dort oben nicht merken, dass sie gar nicht fliegen können», sagte Karl.

Ich steckte den Hieb ein. Franz kam die Stufen heraufgerannt.

«Bomberverbände graifen vo Oschten her aun. Flughöhe fünftausend Meter.»

Das am Weihnachtsabend! Die schweren Geschütze schossen in die Nacht. Die roten Mündungsfeuer leuchteten auf. Irgendwo über uns mussten jetzt die Flugzeuge sein. Plötzlich wurde es taghell. Leuchtkugeln schwebten vom Himmel und übergossen uns mit blendendem Magnesiumlicht.

«Das ist eine Christbaumbeleuchtung», sagte Karl, „licht unsere mageren zwei Kerzen.»

Dann krachte es hinter uns, dann neben uns und vor uns, der Schnee stob auf und glühende Metallsplinter surrten an uns vorbei. Die Erde zitterte. Wir pressten die Lippen zusammen und vergassen, dass wir jämmerlich froren. Selbst Karl schwieg und hatte den Kopf eingezogen.

Dann kam nichts mehr. Es wurde still. Nur das Nordlicht lief über den Himmel, zuckte, flatterte und glühte.

«Netter Weihnachtsgruss», sagte Karl, «wirklich aufmerksam vom Iwan, uns ein frohes Fest zu wünschen.»

Der Befehl kam: Feuerpause. Wir konnten zurück in die Unterkunft. Unser Baum war umgestürzt, und der sorgfältig aufgehängte Schmuck lag auf dem Boden. Die Ofenröhren waren auseinandergerutscht, und der Rauch fand keinen Abzug. Russ lag auf unseren Broten, auf dem Tisch, auf den Bänken und Betten. Zwei Fensterscheiben waren zersplittert, und der Wind trieb den Schnee herein. Wir sassen verdattert da, vorerst unfähig, in dieses Chaos Ordnung zu bringen. Nur Karl piffte vor sich hin, kratzte den Russ vom Brot und verschlang es.

«Wie spät ist es?» fragte ich.

Es war acht Uhr. Wir mussten auf Wache ziehen. Nur einer von uns hatte dienstfrei. Karl natürlich! Missmutig stapften wir anderen hinauf in die kalte Nacht. Die Luft knisterte, der Schnee knirschte. Zwei Stunden hatten wir Feuerbereitschaft – vielleicht kamen die Bomber zurück.

Manchmal hörten wir Karl unter uns rumoren; es klopfte und häm-

merte dort unten, dann war wieder Stille. Hin und wieder öffnete sich die Tür, und Karl staubte irgend etwas aus; dann holte er kübelweise Schnee, dann schüttete er Wasser ins Freie – wer weiss, was der wieder anstellt, dachten wir. Endlich war der Wachdienst vorbei. Wir stelzten kältesteif zur Baracke hinunter, Karl stand an der Tür und empfing uns.

«Stiefel ausziehen!» befahl er.

Wir staunten, als wir in die Stube kamen. Der Fussboden war gescheuert, der Tisch war weiss, die zerbrochenen Fenster vernagelt, der Ofen gerichtet und die Decken vom Russ befreit. Auf dem Ofen lagen Föhrenzweige und verbreiteten einen angenehmen Duft. Worüber wir aber noch mehr staunten, war der wiedererstandene Christbaum. Er war schöner als vorher. Und auf dem Baum befanden sich nicht zwei Kerzen, sondern sechs! Plötzlich zog Karl ein altes Koffergrammophon unter dem Bett hervor, drehte an der Kurbel und legte eine Platte auf. Es kratzte und kreischte und war auch kein Weihnachtslied, was aus der Kiste heraustönte, aber wir standen stumm und hörten einer schnarrenden Stimme zu, die uns vorsang: Auf der Heide blüht ein Blümelein – und das heisst: Eeerika!

Es war Weihnachten. Ob wir es glauben wollten oder nicht, ein paar Minuten war Weihnachten.

«Karl», fragte ich, als die Platte abgespielt war, «wo hast du die Kerzen aufgetrieben?»

Er grinste und war schon wieder der alte, der nur dann zupackt, wenn die anderen nicht mehr weiterkönnen.

«Ausgeborgt. Notbeleuchtung von unseren Nachbargeschützen.»

«Karl, du bist ein Weihnachts-Karl», sagte ich.

Der Name blieb ihm, und er hatte nichts dagegen.

Die Tage gingen dahin mit Wacheschieben, Holzhacken, Geschützexerzieren, Spähtrupp-Patrouillen, mit Hungern und Frieren, mit Frostbeulenbehandeln, mit Schneeauftauen und wieder Wacheschieben und Wacheschieben. Russische Flugzeuge flogen ein, bom-

bardierten Kirkenes, und wir sahen es brennen, rot war der Himmel, gelb und weiss von explodierenden Munitionsdepots, vielfarbig, als spielte das Nordlicht dort oben.

Der erste Jänner kam. Unser Geschütz hatte wachfrei. Karl und ich schnallten die Skier an. Am Vormittag wurde der Himmel hell für ein paar Stunden.

«Wir werden das neue Jahr begrüssen», sagte Karl.

Weihnachts-Karl und ich glitten vorbei an anderen Geschützstellungen, zogen eine Schleife durch den Birkenwald gegen die Hügel zu, stapften mit riesigen Atemwolken vor dem Mund höher hinauf, überblickten die Tundra nach Norden, Westen und Süden, eine froststarre Platte mit kahlem, mannshohem Birkengestrüpp. Die Kälte trieb uns weiter, wir spürten nach Osten. Ein weisser, im düsteren Vormittagslicht gespenstisch leuchtender Berg, Petsamo Tunturit, lag vor uns. Dort hinauf wollten wir. Es war der letzte Stützpunkt; dahinter war Niemandsland. Zur Freude wollten wir dort hinauf. Ein kahler Kegel, einige hundert Meter hoch, für uns eine Verlockung zur Schussfahrt.

Der Schnee war schlecht, stumpf durch zu grosse Kälte, windgepresst und bizarr geformt, Rippen, Zungen, Hohlkehlen, dazwischen Granit und isländisches Moos – mit einem Wort, je höher wir hinaufkeuchten, um so schlechter wurde der Schnee.

«Mensch», sagte Karl, Jeh pfeif drauf. Nichts wie runter.»

Ich war einverstanden. Wir hängten den Tiefzug ein, stiessen uns ab und liessen die alten Holzlatten zu Tal knattern.

Endlich waren wir in der Senke unten, blickten zurück auf unsere Abfahrtsspuren und lachten uns an, obwohl die Kälte in unsere Wangen biss. Da griff Weihnachts-Karl in seine Tasche, drehte sich zu mir und reichte mir ein in buntes Papier gewickeltes Bonbon.

«Wo hast du diesen Schatz her?» fragte ich.

«Frag nicht. Nimm», sagte er.

Ich griff daneben, denn Karl stürzte auf die Knie, rollte seitwärts, bohrte den Kopf in den Schnee und schwieg. Sein Arm war verdreht, zwischen den Fingern hielt er das Bonbon.

«Mach keine Blödheiten», sagte ich, «du frierst dir die Finger.»

Karl rührte sich nicht.

«He!» schrie ich, Jeh habe keine Lust, hier anzufrieren.»

Irgend etwas trieb mir die Angst in die Kehle, ich wusste nicht, was es war. War es der abgewinkelte Arm, die Reglosigkeit, die Stille? Der Wind blies Lockerschnee über gepressten Schnee. Es rieselte. Das war alles. Kein Laut sonst. Der Himmel schwieg, die Erde schwieg.

«Karl?» sagte ich.

Ich schnallte ab, versank bis zu den Knien, robbte zu Karl hin. Ich griff ihn an, hob seinen Oberkörper, sein Kopf kippte nach hinten – seine offenen Augen starrten unbewegt in den Himmel. Ich liess Karl entsetzt fallen, ich richtete mich auf und blickte mich um. Schnee, Schnee – dann schwarze Punkte, die rasch grösser wurden: Skiläufer, Soldaten, eine Patrouille, sechs Männer waren es.

«Hilfe!» schrie ich.

Sie waren schnell da, sie umstanden uns, sie schnallten Karl die Skier ab. Sie legten ihn gerade. Da sah ich es: einen roten Fleck im Schnee, gross wie eine Schillingmünze, so gross wie das Bonbon, das Karl noch immer zwischen den steifen Fingern hielt.

Der Truppführer sah mich verstört an, als er seinen Kopf von Karls Oberkörper hob und sein Handgelenk los liess.

«Er ist tot», sagte er.

In diesem Augenblick fühlte ich nichts, rein gar nichts. Ich war plötzlich in einer fremden Welt und verwundert, dass Karl vor mir im Schnee lag, dass ich auf den Fersen neben meinen Skiern hockte, dass der Nachmittag mit den ersten Sternen die nächste Polarnacht ankündigte, ich fühlte nichts, ich fühlte auch mich nicht. Ich war nur Auge, dem alles unwirklich und neu schien.

Erst die fremde Stimme holte mich zurück.

«Wir haben geglaubt, ihr seid Russen», sagte der Unteroffizier.

«Ja und?» sagte ich und wunderte mich, dass ich sprechen konnte.

«Da haben wir drauflos geschossen», sagte der Unteroffizier.

«Geschossen», murmelte ich. «Ihr habt ganz einfach geschossen?»

Der Unteroffizier schwieg.

«Wir haben nur Pistolen», sagte ich.

«Das haben wir gesehen», antwortete jetzt ein anderer.

«Und trotzdem habt ihr geschossen?»

Sie gaben keine Antwort.

«Wir haben geglaubt...», begann wieder einer von ihnen und brach sofort ab.

«... dass wir Russen sind. Und da habt ihr ganz einfach geschossen. So ganz einfach», flüsterte ich.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich hockte im Schnee und weinte. Ich wusste auch nicht, wie lange ich dahockte, denn auf einmal war ein Akja neben uns, in das Karl hineingelegt wurde. Es war das letztmal, dass ich ihn sah. Zwei Männer zogen ihn davon.

Irgendwer half mir auf die Beine, ein anderer schnallte mir die Skier an. Sie blieben bei mir, bis ich vor meiner Unterkunft war.

Das gesamte Bataillon war in Aufruhr. Funker und Fernmelder hatten für die rasche Verbreitung der Nachricht vom tödlichen Ausflug unseres Weihnachts-Karls gesorgt.

Mir wich man aus, scheu und mit unbeholfener Rücksichtnahme. Sogar der Leutnant liess mich zufrieden. Er sagte nur: «Sie werden vor dem Kriegsgericht aussagen müssen.»

Was werde ich sagen? Werde ich sagen: Auf Russen schießt man, auch wenn sie völlig wehrlos sind?

Mir fiel der Tagesbefehl des Kommandeurs zum Weihnachtsfest ein. «Der Feind lauert auf eine Schwäche von uns. Mit der Waffe in der Hand...»

Mit der Waffe in der Hand waren wir stark. Waren wir wirklich stark? War das ein Zeichen von Stärke, wenn sechs gutausgerüstete Männer auf zwei fast unbewaffnete schossen? Das war – und das sagte ich meinen Kumpeln – ein Zeichen von Schwäche.

«Räumt den Christbaum ab», sagte ich.

Zehn Minuten später war unsere Stube kahl.

«In dieser Baracke wird nie mehr Weihnachten gefeiert, versteht ihr?»

Alle verstanden. Wir protestierten mit unserer leeren Stube gegen das Handwerk, das man uns auszuüben zwang. Und dagegen, dass man auf Menschen schießen konnte wie auf Hasen. Nur der Kommandeur verstand nicht. Er münzte den Tod Karls in einen Heldentod um. Für Führer, Volk und Vaterland gestorben, schrieb er Karls Mutter und schickte ihr alle Habseligkeiten, die ihrem Sohn gehört hatten. Sie fanden in einer Schuhschachtel Platz. Auch einige in buntes Papier gewickelte Bonbons waren dabei. Das letzte Geschenk des Weihnachts-Karls an seine Mutter.

Uns blieb von ihm nichts, nichts Greifbares. Nur sein Witz und seine Heiterkeit waren in unseren Gedanken. Das half uns, den Schmerz über seinen Tod erträglicher zu machen – wenn Mord, ganz gleich welcher Art, jemals durch irgend etwas erträglicher gemacht werden kann.

Zu meiner grossen Verwunderung erhielt ich Ende der siebenten Klasse meinen Nachzipf nicht in Mathematik, sondern in Physik. In Physik hatte ich mich für einigermassen gesichert gehalten. Aber in den naturwissenschaftlichen Fächern bin ich eben seit jeher eine Niete gewesen.

Der Nachzipf hiess amtlich Wiederholungsprüfung. Man hatte Zeit, in den grossen Ferien den versäumten Stoff nachzuholen. Schaffte man dann vor Schulbeginn die Prüfung, stieg man in die höhere Klasse auf. Schaffte man sie nicht, blieb man sitzen.

In diesen grossen Ferien, 1942, wurden die Mädchen der sechsten und siebenten Mittelschulklassen als Erntekindergärtnerinnen ausgebildet. Sie sollten auf dem Land die Bäuerinnen entlasten, indem sie auf die Kinder achtgaben. Ich machte mich mit meinem Fiberkoffer auf die Reise nach Zwettl. Diese Reise dauerte damals lange und war umständlich. Zuerst fuhr ich mit der Bahn bis Schwarzenau. Im Waggon und auf den Bahnhöfen hingen Plakate: Achtung, Feind hört mit!

In Schwarzenau erwartete mich eine ländliche ältliche Kindergärtnerin. Sie setzte mich und andere Mädchen aus der Stadt in einen Autobus, der dann klappernd nach Zwettl fuhr.

In Zwettl lernten wir ein paar Tage lang in einem Schnellsiedekurs, wie man kleine Kinder beschäftigt: mit Spielen, Rätseln, Liedern, mit verschiedenen Basteleien. Nach dem Kurs kam jedes Mädchen in ein anderes Dorf. Ich kam nach Sallingberg. Der Ort war rundherum von Wäldern umgeben, das war schön. Ich wurde im einzigen Gasthof des Ortes einquartiert. In einem Zweibettzimmer. Die Betten waren hoch. Und darauf lagen noch höhere Polster und Tuchenten. Es gab kein Fliesswasser. Unter einem etwas fleckigen Spiegel stand ein Blechgestell mit einem blechernen Lavoird und da-

neben stand eine Wasserkanne. Das schmutzige Wasser schüttete ich in einen Kübel.

Für den Kindergarten hatte die Leiterin der Volksschule ein Klassenzimmer ausgeräumt. In einem zweiten Raum standen kleine Holzpritschen. Die Kinder sollten am Nachmittag eine Stunde schlafen. Ich hatte 16 Kinder zu betreuen. Sie blieben den ganzen Tag im Kindergarten, nur zum Mittagessen gingen sie nach Hause.

Schon am ersten Morgen waren alle Kinder pünktlich zur Stelle. Das jüngste war zwei Jahre alt, die beiden ältesten zehn. Sie standen vor der Tür, und alle trugen einen Korb. Im Korb lag ihr Gabelfrühstück. Was sie nicht mithatten, war ein Taschentuch und Papier fürs Klo. Dass das dringend notwendig war, wusste ich nach diesem ersten Tag.

Die Kinder gingen mir zu. Und ich hatte sie gern. Wir spielten und bastelten. Mein grösster Erfolg waren Kasperlköpfe aus Papiermaché, die die Kinder selbst formen konnten. Als ich die ersten noch unbemalten Köpfe auf meine Zeigefinger steckte, mit verstellter Stimme sprach und die Köpfe auf und ab hüpfen liess, kreischten alle vor Vergnügen.

An heissen Tagen gingen wir in einer seichten Flussschleife baden, das gefiel allen. Eine Mutter teilte mir später mit, dass sich der Herr Pfarrer darüber aufgeregt habe. Mir selbst hat er nie gesagt, dass ihn Kinder in Schwimmhosen stören.

Die Frauen des Dorfes arbeiteten auf den Feldern. Ihre Arbeit wurde noch erschwert, weil in dieser Gegend die kleinen Felder oft kilometerweit voneinander entfernt lagen. Auf den Frauen lastete Feld- und Hausarbeit. Ihre Männer waren Soldaten und weit weg. Alle Mütter waren daher froh darüber, dass ihre Kinder tagsüber in den Kindergarten gehen konnten.

Im Dorf gab es fast keine Männer. Einige Alte, den Pfarrer. Und ein paar Kriegsgefangene mit einem alten Landser, der so tat, als bewache er sie.

Als ich an meinem ersten Abend müde in mein Zimmer hinaufkriechen wollte, sassen auf der Holzterasse ein paar junge Männer.

Die Kriegsgefangenen. Sie trugen abgetragene Uniformen, die durch Zivilkleider ergänzt waren. Die Männer rückten zusammen, lachten und wollten mich nicht hinauflassen. Ich war sehr verlegen. Da stand der älteste unter ihnen auf, sagte: «Mademoiselle» und machte mir mit einer weit ausholenden Armbewegung eine Gasse.

Die Männer waren belgische Soldaten. Sie wohnten wie ich im Gasthof, zu viert oder sechst in einem Zimmer. Da sie tagsüber auf Bauernhöfen, im Sägewerk oder als Wegmacher arbeiteten, hatte ich sie bei meiner Ankunft nicht gesehen.

Bald gewöhnte ich mich an sie. Ich brauchte keinen Wecker. Wenn ich am Morgen das Klappern ihrer Holzschuhe auf der Treppe hörte, war es Zeit für mich, aufzustehen. Am Abend grüssten wir uns. Aber ich wich ihnen aus. Ich vermied jedes Gespräch mit ihnen. Man hatte uns eingeschärft: «Achtung, Feind hört mit!» und «Das Sprechen mit Gefangenen wird bestraft».

Jeden Abend holte ich das verdammte Physikbuch hervor und versuchte, etwas zu lernen, woran ich mich heute nicht mehr erinnere, vielleicht die Gesetze des freien Falls oder die Geschwindigkeit des Lichts.

Eines Abends sprach mich der ältere Belgier an: «Parlez vous français? Du lörn Fransösisch in Schule?»

«Sorry, no. We learn English.»

«J'ai» – er zeigte auf seine Brust, «abe une fille comme toi. Tochter. Was du lesen? Viel lesen?»

«Ich lese bloss im Physikbuch, immer wieder im Physikbuch. Habe Prüfung, Examen, im Herbst. Comprendre?»

«Physique! Très bien!» Er strahlte. Dann erklärte er umständlich, dass er Lehrer sei und Physik unterrichte.

Neugierig nahm er mir das Physikbuch aus der Hand, nickte und zeigte auf die Abbildungen, sagte alles auf französisch und buchstabierte es auf deutsch. Es dauerte nicht lange, da hatte er herausgefunden, was ich nicht verstand. Mit weit ausholenden Armbewegungen, mit deutschen Brocken und verstümmeltem Französisch erklärte er mir, was ich nicht begriffen hatte.

Abend für Abend sassen wir eine halbe Stunde auf der Treppe beisammen. Professor Marcel brachte mir bei, wie der Fernsehapparat funktioniert – «das Apparat der Future!» – und der Motor eines Autos.

Ende August war mein Feriendienst zu Ende. Ich verabschiedete mich von allen Kindern und gab ihnen zur Erinnerung die Kasperlfiguren mit, für die sie Stoffreste gebracht hatten und die sie selbst bemalt hatten. Zwei Bäuerinnen dankten mir sichtbar: Sie schenkten mir zwei dicke Schnitten Geselchtes und Eier. Das besserte die Rate der Lebensmittel, die man in der Stadt nur gegen Lebensmittelmarken erhielt, gewaltig auf!

Ich schenkte Professor Marcel für seine Hilfe eine Schachtel Zigaretten. Er bedankte sich dafür, erklärte jedoch, dass er selbst nicht rauche. Seine Camarades würden sich darüber freuen. Dann zog er aus seiner Manteltasche ein kleines Blechkreuz heraus: «Soll dir bringen Glück.»

Hat mir Glück gebracht. Ich bestand die Prüfung. Die Physiklehrerin sagte nachher zu mir: «Ist ja noch einmal gutgegangen. Aber sag, warum hast du immer wieder *die* atmosphärische Druck gesagt? Du hast doch keine Schwierigkeiten in Deutsch?»

«Nein», sagte ich. «Abe ich nicht!»

Jeden Morgen fuhren Willi, der Nachbarsjunge, und ich mit dem Zug in die Stadt. Wir gingen dort in die Schule. Im letzten Kriegsjahr lernten wir nicht mehr viel. Die Bombengeschwader kamen immer schon am frühen Vormittag. Der beste Luftschutzkeller war in den Stollen einer Bierbrauerei im Bahnhofsviertel. Wenn die Sirenen Fliegeralarm heulten, rannten alle Stadtbewohner in Richtung Stollen los.

Meine Schule war sehr weit weg von der Bierbrauerei. Willis Schule lag viel näher. Trotzdem wartete Willi immer auf mich. Manchmal erreichten wir die Stollen. Manchmal nicht. Kamen die Flugzeuge zu rasch, dann flüchteten wir in den nächstbesten Hauskeller.

In einem Hauskeller konnte man jedes Geräusch vernehmen. Das Brummen des Flugzeuggeschwaders. Das singende Zischen und Sausen der herabfallenden Bomben. Solange eine Bombe durch die Luft sang, wusste man nie, wo sie einschlagen würde: ins Haus, wo man im Keller sass, oder in ein anderes Haus. An die Leute in den anderen Kellern dachte man beim Singen der Bomben nie.

Wenn die Bomben krachend explodierten, atmete man auf. Man wusste, dass sie auf andere Häuser gefallen waren. Am schlimmsten war es immer mitten drinnen im Angriff. Man konnte nie aufatmen nach einer Explosion, weil schon wieder die nächsten Bomben herabsangen.

In den Stollen der Bierbrauerei hörten wir das Singen der Bomben nicht, nur ein dumpfes Grollen und Rollen. Deshalb war die Angst in den Stollen nie so gross wie die Angst in den gewöhnlichen Hauskellern.

An einem schönen Sonntag mit blauem Himmel kamen Willi

und ich gerade noch rechtzeitig bei den Stollen an. Es rollte und grollte sehr lange. Als Willi und ich aus den Stollen gingen, war es draussen sehr still. Das war es nach jedem Angriff. Diesmal aber war es unheimlich still.

Das ganze Bahnhofsviertel lag in Trümmern. Der Himmel war grau hinter einem dicken Mauerstaubschleier. Willi und ich kletterten über die Trümmer. Ein Mann grub mit den Händen im Schutt. Ich konnte mir nicht vorstellen, was er in dem Schutthaufen suchte. Der Mann fand aber doch etwas. Er fand eine gläserne Christbaumkugel. Der Mann setzte sich hin, die silberne Glaskugel in der Hand, und weinte.

Willi und ich kletterten weiter. Die vordere Mauer eines der Häuser stand noch. Sie ragte mit ihren leeren Fensterhöhlen sehr hoch über uns auf. Als wir vorbei waren, neigte sie sich, bröckelte auseinander und sank langsam in sich zusammen.

Dann sahen wir eine Frau im Schutt liegen. Die Frau hatte keinen Kopf mehr. Ich konnte nicht weiterklettern. Willi nahm mich an der Hand, zog mich fort. Er liess meine Hand erst los, als wir die Frau ohne Kopf nicht mehr sehen konnten.

Der Bahnhof brannte. Flammen leckten aus schwarzen Waggongerüsten. Zwischen Bombentrichtern ragten krummgebogene Geleise empor.

Willi und ich gingen zu Fuss nach Hause in unser Dorf. Wir gingen auf dem Bahndamm und brauchten nicht aufzupassen; es fuhr kein Zug mehr. Ein paarmal war auch der Bahndamm von einer Bombe aufgerissen. Wir umgingen jedesmal das Bombenloch und wanderten nachher wieder auf den Schienenschwellen.

Von diesem Tag an blieben alle Schulen in der Stadt geschlossen.

Wir waren unterwegs auf einer Wanderung, vor Kurzem, an einem schönen Frühlingssonntag, und auf dem Heimweg kamen wir nach Baden bei Wien. Da war die Strassenkreuzung hinter dem Bahnhof, und die Ampel stand auf Rot.

Plötzlich war mir kalt, ich fror, und die Ampel war fort, und statt dessen stand da eine Frau in einer dunklen Uniformjacke, einen Stab in der Hand, und dirigierte Lastkraftwagen, auf denen Soldaten hockten.

Dann sprang die Ampel auf Grün, alles war wie vorher, wir gingen über die Strasse, und auf dem Bahnhof legten wir die Rucksäcke ab und streckten unsere müden Beine.

So hatte, ohne dass ich es wusste, meine Reise in die eigene Vergangenheit begonnen.

Dann war da das Foto. In einem Antiquariat blätterte ich in den gebundenen Jahrgängen alter Zeitschriften, unentschlossen, eigentlich unaufmerksam. Am besten gefiel mir noch eine deutsche Illustrierte, HEUTE hiess sie und war von der amerikanischen Besatzungsmacht herausgegeben worden. Ich schlug irgendeine Seite auf, und plötzlich war da der Pfeil mit der kyrillischen Inschrift: «Wena» stand da, Wien. Meine Eltern hatten das Kyrillische nicht lesen können, für sie stand auf diesen Tafeln «BEHA».

In Pöttching besichtigten wir vor einiger Zeit einen Bauernhof. Pöttching liegt im Burgenland, in der Nähe von Wiener Neustadt. Der Bauer zeigte uns seinen modern eingerichteten Schweinestall und sagte: «Wenn man bedenkt, wie das hier früher gemacht wurde!» Der alte Schweinestall bestand noch: ein Schuppen, darin ein Holzverschlag mit einem langen schmalen Trog. Das war die Futterrinne.

Wenn früher einmal der Trog gefüllt wurde, drängten die Schweine von innen an den Verschlag. Ihre Schnauzen quälten sich ins Futter; die Schädel stiessen gegen die Holzklappe, dass sie ratterte.

Jetzt war der Schweinestall leer. Saubergefegt. Überflüssig.

Damals – damals war der Stall auch leer gewesen, aber gestunken hatte es, dreckige Spreu war überall gelegen. Und gefroren hatte ich, und die Holzklappe hatte gerattert im Wind, und ich hatte nicht schlafen können und nur geweint in dieser Nacht. Das war ein Stall in Wiener Neustadt gewesen, aber wie ich hineingekommen bin, kann ich nicht sagen.

Stück für Stück setzten sich die Erinnerungen zu einem Bild zusammen. Ich merkte es zuerst gar nicht; ich tat nichts dazu. Aber jedesmal, wenn mir etwas Neues begegnete, stellten sich auch die bisherigen Erinnerungen wieder ein, und allmählich stand ein Sinn dahinter. So müssen Archäologen ihre Funde machen: eine Tonscherbe ohne Bedeutung. Noch eine. Wieder eine. Man registriert sie, legt sie in einen gemeinsamen Behälter. Allmählich aber häufen sich die Bruchstücke, und man ahnt: das könnte eine Vase gewesen sein. Geduldig vergleicht man Scherbe für Scherbe, legt sie aneinander, prüft die Anordnung, klebt zusammen, was passt, sucht systematisch nach dem Fehlenden – und was man nicht entdecken kann, ergänzt man nach dem Augenschein.

So war es mir gegangen. Die Kreuzung in Baden, mit der Aufschrift «BEHA», der Schweinestall in Wiener Neustadt. Dann ein Foto des ausgebombten Wiener Südbahnhofs. Ein Eisenbahnwagen, Holzklasse, auf einem Abstellgleis. Ein Wochenschaubericht von der Ankunft der ersten Heimkehrer aus der Sowjetunion: zerlumpte, ausgemergelte Gestalten, erwartet von Angehörigen, denen verzweifelte Hoffnung ins Gesicht gegraben war: Bilder, die mich erdrückten.

Von diesem zerbombten Bahnhof war ich doch weggefahren! Furchtbar viele Menschen hatten sich hier gedrängt. Säcke, Taschen, Pappkartons, Deckenbündel hatten mir den Weg versperrt. Die Menschen drängten die Stiegen hinauf. Frauen waren es, fast nur Frauen,

viele mit Kindern – und alte Menschen. Ihre Kleidung – so wie in dem Film vom Heimkehrertransport. Aber sie waren nicht nach Wien gekommen, sie wollten weg, fort aus Wien.

«Das ist der letzte Zug.» «In Baden sind schon die Russen.» «In Vösendorf.» «Aber nein, der Iwan steckt immer noch hinter dem Semmering!» «Der Zug kann gar nicht abfahren, es sind keine Kohlen da.» «Die Gleise sind unterbrochen.» «Die Amerikaner bombardieren jetzt auch die fahrenden Züge.»

Ich war auf den Bahnsteig geschwemmt worden. Der Zug stand da, bereit zur Abfahrt. Ich wusste: Eigentlich fährt er schon, ganz langsam ruckt er an. Überall waren Menschen: auf dem Dach, auf den Trittbrettern, sogar auf den Puffern zwischen den Waggonen standen sie. Es war schneidend kalt, und trotzdem standen die Fenster offen; es war ohnedies kein Glas in den Rahmen, nur Holz oder Pappe, wegen der Verdunkelung.

Und ich wusste: es war der letzte Zug, und ich musste da mit.

«Meine Mama!» brüllte ich. «Meine Mama ist da drinnen! Ich will zu meiner Mama!» Jemand beugte sich aus dem Fenster. Kräftige Arme hoben mich hoch, der Bahnsteig rutschte unter mir fort, denn der Zug war soeben angefahren. Ich wurde in den Waggon gezerrt und irgendwo abgesetzt. Auf einem Sack, auf einer Kiste, zwischen Menschenleibern.

Ich war mitgekommen, mit dem letzten Zug. Aber meine Mama war nicht da, die war – irgendwo. Verschwunden in dem weissen Staub. Und meinen Papa hatte der Staub auch geschluckt. Ich hatte nur «Mama!» gerufen, weil ich mitgenommen werden wollte.

Das war im Februar 1945, und damals war ich vier, und unser Haus gab es nicht mehr, und meine Eltern hatte der Staub geschluckt, und ich wollte zu meiner Grossmutter ins Burgenland.

So war der Staub gekommen:

Wir wohnten in einem alten Haus im dritten Wiener Gemeindebezirk. Wir wohnten im Keller. Es gefiel mir, dass unsere Fenster so schmal waren und dass sie so hoch oben unter der Zimmerdecke

hängten. Wenn man hinaufschaute, konnte man die Beine der Leute sehen, die auf der Strasse an unserer Wohnung vorbeigingen.

Der Luftschutzraum war gleich neben unserer Wohnung. Das war bequem; wir hatten nicht weit zu gehen. Und wir gingen oft von der Wohnung zum Luftschutzraum, vom Luftschutzraum zurück in die Wohnung. Vor allem in der Nacht. Meine Mutter weckte mich auf, wickelte mich in eine Decke und trug mich hinüber in den anderen Raum. Dort hockten alle Leute aus unserem Haus und warteten. Die Kellerwände waren aus Ziegeln gemauert, unverputzt, kalt. (Wenn ich mich heute mit dem Kopf gegen eine kalte Ziegelmauer lehne, weiss ich, was ich damals gespürt habe.) Auf einem Holzklotz, den man in die Ziegelfugen gerammt hatte, stand ein Volksempfänger. Die Leute sassens da und hörten dem Ticken des Weckers zu, das aus dem Radio kam, und der Stimme, die Flugzeuge ansagte, und Richtungen und Zeiten.

An eine Sirene kann ich mich nicht erinnern. In meiner Erinnerung gibt es keine Sirenen. Auch das Pfeifen habe ich nicht gehört. Ich weiss aber noch, dass das Licht zu flackern begann, und dass es erlosch, bevor der Staub kam. Nur die Stimme aus dem Radio sprach noch weiter, eine Zeitlang, bis auch sie vom Staub erstickt wurde.

Die Bombe kam schräg von vorn; sie musste quer über die Gasse gesegelt sein. Sie schlug im ersten Stockwerk ein, hob das ganze Haus in die Höhe und liess es dann auf unsere Kellerwohnung fallen.

Mein Vater hatte sich über mich geworfen, als die Bombe kam. Mir war nichts geschehen; in der Aufregung hatte sich mein Vater aber so auf mich gestürzt, dass ihm zwei Rippen brachen. Jetzt war er verletzt und musste fortgeschafft werden.

Meine Mutter war an der Grenze zwischen Leben und Tod gestanden, am Übergang zwischen unserer Kellerwohnung und dem Luftschutzraum. Sie war auf unserer Seite geblieben; aber der Atem der Bombe hatte sie gestreift: von ihren Schuhen hatte es die Absätze weggeblasen, und meine Mutter war vom Schock gelähmt. Sie konn-

te sich nicht bewegen, und sie konnte nicht sprechen, und man trug sie hinaus.

Als der weisse Staub sich verzogen hatte, war unsere Wohnung fort, und das halbe Haus war fort, und meine Eltern waren fort. Und alle Leute waren fremd; und jene, die mir nicht fremd waren, hatten keine Zeit für mich und keine Lust zum Spielen. Jeder dachte nur an seine eigene Haut.

Ich auch. Ich war vier, und ich wusste, dass ich eine Grossmutter im Burgenland hatte. Zu ihr wollte ich jetzt gehen, und den Weg zum Bahnhof kannte ich ja. Mitzunehmen hatte ich nichts, denn seit der weisse Staub weg war, war dort, wo einmal unsere Wohnung gewesen war, nur noch Schutt.

Im Hausflur (das weiss ich noch) lagen Glassplitter und Steine. Das Haustor hing schief in den Angeln. Ich brauchte es nicht zu öffnen, um hinauszukommen.

Wie ich von Wien nach Marz bei Rohrbach gekommen bin, das sind sechzig oder siebzig Kilometer, weiss ich nicht. Ich habe feststellen können, dass an diesem Tag tatsächlich der letzte Zug nach Wiener Neustadt fuhr. In diesem Zug bin ich gesessen, auf einem Sack, eingeklemmt zwischen Menschenleibern, hineingehoben in den Waggon. In einen Zug, in dem nur Frauen, Kinder und Greise waren. In Baden müssen wir die Fahrt unterbrochen haben, denn die Erinnerung an jene Strassenkreuzung ist unauslöschlich, unkorrigierbar. Vielleicht bin ich von Baden nach Wiener Neustadt auf der Strasse weiter. In Wiener Neustadt habe ich in einem Schweinestall übernachtet. Dann bin ich über Stinkenbrunn (das jetzt Steinbrunn heisst) und Mattersburg nach Marz gekommen. Ich war allein, das weiss ich, niemand hat mich begleitet – aber der eine oder andere muss mir doch geholfen haben.

Meine Grossmutter wird wohl überrascht und erschrocken zugleich gewesen sein. Es hat Wochen gedauert, bis sie meinen Eltern in Wien Nachricht geben konnte.

Ein halbes Jahr lang blieb ich bei meiner Grossmutter, dann kamen mich meine Eltern holen. Ich war froh, denn ich hatte jeden

Abend Heimweh gehabt und war auf den Treppenstufen gesessen und hatte geweint.

Die letzte Erinnerung ist die deutlichste; sie verfestigt sich manchmal in der Nacht, im Traum.

Ich weiss noch, dass wir auch im Haus meiner Grossmutter nicht sicher waren. Auch hier mussten wir in den Keller. Aber wir gingen in den Keller beim Nachbarn, denn der war im Krieg; und einen, der im Krieg war, würden die Soldaten doch nicht besuchen kommen.

Ich weiss noch, dass der Weg in den Keller durch eine Eisentür und über eine steile Holztreppe führte.

Ich weiss auch noch, dass wir da hockten, und dass draussen Fahrzeuge vorbeirasselten, und dass marschiert wurde, und dass Befehle gerufen wurden. Dann stiess jemand mit einem Gewehrkolben oder mit den Stiefeln gegen die Eisentür unseres Kellers und rief etwas. Meine Grossmutter bekreuzigte sich, und alle anderen zitterten auch. Das heisst: sie zitterten nicht, ihre Lippen bewegten sich im Gebet. Das sah sehr feierlich aus.

Als die Geräusche wegblieben, wollte ich wissen, ob das nun die guten oder die bösen Soldaten gewesen seien, denn ich hatte von unseren Nachbarn gelernt, dass es gute und dass es böse Soldaten gab. Aber meine Grossmutter weinte nur.

Ich weiss noch, dass wir noch im Keller sassen, als schon die anderen kamen. Wieder stampfende Schritte, wieder Motorengeknatter und Kettengerassel, wieder Stimmen.

Ich weiss auch noch, dass der andere Soldat genauso an die Eisentür schlug und etwas rief, wie der erste. Dass wieder alle ihr Zittergebet begannen, und dass meine Grossmutter wieder das Kreuzzeichen machte, über sich, über mich und in die Luft.

Ich weiss schliesslich, dass für mich der Krieg zu Ende war, als wir aus dem Keller kamen, und es war kalt, aber hell, und für mich, in meiner heutigen Erinnerung, schien damals eine schneidende Sonne.

Welche aber die guten Soldaten waren und welche die bösen, das kann ich bis heute nicht sagen.

Das Frühjahr 1945 wird mir immer in Erinnerung bleiben. Es fing damit an, dass die Fronten näher und näher rückten, vom Westen genauso wie vom Osten. In den Nächten konnte man den Kanonendonner wie aufziehendes Gewitter hören. Das war im März. Wir gingen noch zur Schule, aber es gab keinen Unterricht mehr. Die grösseren Buben wurden zur Arbeit herangezogen. Wir wurden alten Männern zugeteilt, mit denen wir provisorische Schützengräben aushoben. Die Schützengräben mussten so tief sein, dass ein Mann bis zur Mitte darin stehen konnte. Es war eine schwere Arbeit, und wir hatten kaum etwas zu essen. Ich erinnere mich, dass ich manchmal vor Hunger geweint habe.

Als dann die Russen kamen, wurde mit einem Schlag alles anders. Wir fuhren auf ihrem Pferdewagen mit, konnten tun und lassen, was wir wollten, und genossen die Freiheit. Wir halfen den Russen die Pferde striegeln, füttern und tränken, und keiner von uns Buben sah in den Russen den Feind. Wir waren sozusagen mit fliegenden Fahnen zu ihnen übergegangen. Damals wurde ich gerade vierzehn.

Was uns aber am meisten freute und wovon natürlich auch die Russen nichts wissen durften, waren die versteckten Waffen. Wir hatten sie bei Kriegsende aus einem aufgelassenen Depot gestohlen, in den Wald geschleppt, in Planen gewickelt und fein säuberlich vergraben. Keine Menschenseele wusste etwas davon. Es galt eisernes Schweigen.

Manchmal schlichen wir uns abends von zu Hause weg. Meistens zu dritt: Bert, Peperl und ich. Wir wohnten im selben Haus und konnten uns leicht verabreden. Ein Pfiff genügte, und jeder wusste, was los war.

Im Dunkel der Nacht buddelten wir die Waffen aus dem Versteck:

Gewehre, Eierhandgranaten, verschiedene Pistolen und jede Menge Munition. Bert, der um ein gutes Jahr älter war als Peperl und ich, kannte sich aus. Er hatte eine kurze Volkssturmbildung hinter sich, wo er im Waffengebrauch ausgebildet worden war. Bert zeigte uns, wie man das Gewehr fest an die Backe presst und mit der Schulter abstützt, damit es keinen Rückstoss gibt. Und er zeigte uns, wie man lädt und zielt. Die Eierhandgranaten verschoben wir auf später.

Wir wussten, dass das Schiessen wegen des Lärms gefährlich war. Es hätte die Russen anlocken können. Aber da zu dieser Zeit noch überall geschossen wurde, kam es nicht so drauf an.

Ein beliebtes Ziel war ein alter Turm, der mit Kupfer eingedeckt war. Wir sassen auf einer Bank am Waldrand, nahmen den Turm zwischen Kimme und Korn und drückten ab. Es war ein Ziel, das nicht zu verfehlen war. Wenn wir getroffen hatten, kam aus der Ferne ein singender Ton. Es war das Echo aus der Kuppel. Unter der vergrabenen Munition fanden wir auch eine Anzahl von Leuchtpurpatronen. Das sind solche, die in grellen Farben durch die Luft zwischen und bis zum Einschuss sichtbar bleiben. Auch davon bekam der Turm einige ab.

Einmal entdeckte Bert beim Fluss zwei Panzerfäuste. Sie lagen zwischen Felstrümmern versteckt. Noch am gleichen Abend zogen wir damit los. Es galt, ein entsprechendes Ziel zu finden. Neben einer Sandstrasse, die zu einer neuangelegten Siedlung hinauf führte, fanden wir es. Jemand hatte – wohl um eine Mauer zu errichten – einen gewaltigen Steinhaufen aufgeschichtet. Es waren nach unserer Schätzung sicher einige Kubikmeter, und Bert sagte zufrieden: «Genau das ist es.»

Wir packten jeder das Rohr der Panzerfaust fest unter den Arm, richteten es auf den Steinhaufen und drückten den Auslöser. Ich hätte es beinahe falsch gemacht, weil ich der Meinung war, dass man das Rohr an die Brust setzen muss. Zum Glück hatte Bert es bemerkt und mich angeschrien. Mit einem mächtigen Fauchen zischte der Feuerstrahl hinten aus dem Rohr, und der Sprengkopf donnerte aus dem

Verschluss. Im nächsten Augenblick flogen uns die Trümmer um den Kopf, und der Steinhaufen war verschwunden. Der Knall drohte uns die Ohren zu sprengen. Wir waren halb betäubt und von oben bis unten voller Staub. Dann folgte eine tiefe Stille.

«Los, weg mit uns!» Bert hatte als erster die Sprache wiedergefunden. Wir stürzten wie gehetzt davon. Ich erinnere mich noch heute, dass wir uns in einem Fichtenwäldchen verkrochen, wo uns niemand finden konnte. Dort warfen wir uns auf den weichen Nadelboden und verschnauften.

Dann schlichen wir nach Hause zurück und in die Betten. Meine Mutter merkte gar nicht, dass ich ausgerissen war. Sie hatte Wichtigeres zu tun, als ständig nur auf mich aufzupassen. Für uns Buben war es das Frühjahr der Freiheit.

Im Mai, als es bereits warm war, entdeckten wir in einer aufgelassenen Schottergrube ein paar abgestellte Kanonen. Sie waren dort von Soldaten der deutschen Wehrmacht zurückgelassen worden. Wir fanden bald heraus, dass man sie von einem Steuersitz aus drehen und wenden konnte. Und nun verbrachten wir ganze Tage damit, auf den Kanonen wie auf einem Ringelspiel rundum zu fahren.

Grossartig wurde die Geschichte aber erst, als wir die Munition für die Kanonen fanden. Sie war in schweren Kisten gelagert, die wir kaum vom Fleck rühren konnten. Am Deckel waren Vorhängeschlösser angebracht. Wir mussten sie mit einer Eisenstange losbrechen. Der Inhalt verschlug uns den Atem: lauter schwere Brocken, wahrscheinlich für eine Flak. Wir hoben die Geschosse einzeln und vorsichtig heraus wie rohe Eier.

Es war uns klar, dass wir nun nicht einfach losfeuern konnten. Man hätte uns erwischt. Aber auf unseren Fund verzichten wollten wir auch nicht. Es galt, einen Weg zu finden, wie wir die Munition nützen konnten, ohne dass man uns schnappte. In einer Höhle der Schottergrube, zwischen den Steinen gut versteckt, beratschlagten wir: Bert, Peperl und ich.

Wir beschlossen, die Sprengköpfe von den Geschossen abzuschlagen und das Pulver zu verwerten. Gleich die ersten Proben

brachten uns händeweise schwarzes Pulver ein, das wir in einem Sack sammelten. Es war nicht leicht, die Sprengköpfe vom Geschossmantel zu trennen, aber wir gaben uns grosse Mühe damit. Mit der Zeit aber kam Übung dazu, und es ging viel schneller.

Endlich hatten wir das Pulver kiloweise beisammen, und jetzt wollten wir es auf eine interessante Art und Weise los werden. Eines Nachts, bei sternklarem Himmel, brachen wir heimlich auf. Ich sehe noch heute Peperl vor mir, seinen blonden Schopf in der Nacht, wie er quicklebendig vor Abenteuerlust als erster bergauf ging. Oben am Berg wurde die Feuerstelle vorbereitet. Wir hoben eine kleine Grube aus, schütteten das Pulver hinein und umgaben es mit Steinen und Ästen. Das hatten wir all die Jahre vorher bei Sonnwendfeuern gesehen. Dann ging es darum, wer das Feuer anzünden durfte. Mit kurzen und längeren Hölzchen liessen wir das Los entscheiden. Es fiel auf Bert. Um der Explosion nicht zu nahe zu kommen, hatten wir eine Zündschnur mitgebracht, die nun in Aktion trat. Über einer Zündholzflamme angebrannt, gloste sie fort, während wir uns in Sicherheit brachten.

Es war einfach toll! Mit einem Schlag fuhr eine Stichflamme hoch, zehn, fünfzehn Meter, senkrecht wie ein Raketenstart riss sie die Nacht auf und war von blendendem Weiss. Es war, als ob unser braver Berg plötzlich ein feuerspeiender Vulkan geworden wäre. Und mit einem ebensolchen Schlag war es sofort danach stockfinster. Unsere Augen waren heiss und geblendet, und in der Luft lag ein scharfer Pulvergeruch.

Auf dem Rückweg in der Nacht konnten wir uns kaum beruhigen. Es schien uns, als ob wir die grösste Tat der Welt vollbracht hätten. Wir beschrieben uns gegenseitig die Höhe der Flamme, und sie wurde dabei immer grösser und grösser. Die allergrösste aber sollte jene werden, die wir uns für das nächstmal vornahmen.

Aber es kam anders.

An einem warmen Tag, halb Sommer schon, hatte ich mich mit Peperl in der Schottergrube verabredet. Wo Bert an diesem Vormittag war, weiss ich nicht mehr. Ich wollte gerade aufbrechen, da

schickte mich meine Mutter zur Gärtnerei um Pflanzen. Ich lief, so rasch ich konnte, denn schliesslich wartete Peperl in der Schottergrube auf mich. Wahrscheinlich bin ich nicht vor einer Stunde zurück gewesen, das Bündel Pflanzen, in eine Zeitung eingeschlagen, in der Hand.

Ich bin aber gar nicht bis zu unserem Haus gekommen. Ob ich die Detonation gehört habe, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls kam der Automechaniker aus unserer Strasse über die Wiese gerannt, ausser Atem und bleich. Als er mich sah, fing er an zu schreien, fasste mich am Hemd und gab mir ein paar Ohrfeigen. Ich war vollkommen verblüfft, weil ich mir keiner Schuld bewusst war. Der Mechaniker aber schrie weiter und rannte in unser Haus.

Wenig später ist er mit Peperls Mutter wieder herausgekommen. Sie rannten nun beide in Richtung Schottergrube. Ich hatte keine Ahnung, was geschehen war. Auch meine Mutter nicht.

Peperl habe ich nicht mehr lebend gesehen. Er hatte auf mich in der Schottergrube gewartet und Geschosse aufgeschlagen. Aber, was wir nicht gewusst hatten, es waren Aufschlagzünder dabei, die sofort explodieren. Peperl wurde so schwer verletzt, dass er zwei Tage später gestorben ist. Der Mechaniker hatte die Explosion gehört, war zur Schottergrube gelaufen und hatte Peperl gefunden.

Ein paar Tage später sind wir hinter seinem Sarg gegangen.

In der Schottergrube waren wir lange nicht mehr. Nur Bert war einmal dort, und er hat einen kleinen Finger gefunden. Wir haben niemandem etwas gesagt und den Finger bei der grossen Eiche auf der Wiese vergraben. Ich weiss die Stelle heute noch.

Von Peperl ist nichts geblieben als die Erinnerung an einen blonden Schopf und ein Bubengesicht, das es vor mehr als dreissig Jahren einmal gegeben hat. Als er an jenen schrecklichen Spielen starb, die uns der Krieg gelehrt und hinterlassen hatte, war er nicht viel mehr als vierzehn Jahre alt.

Jari

Als der Junge unserer Baracke zugeteilt wurde, war ich glücklich. Nicht etwa, dass ich der Pflege der anderen Kranken überdrüssig geworden wäre, aber sie waren Männer, sie waren Erwachsene; der Neue war ein Kind und kaum zehn Jahre alt.

Er lag in seinem Bett, auf dem alten, zerschlissenen Strohsack. Die dünnen Arme ruhten auf der grauen, schweren Decke. Das geschorene schwarze Haar stand um die runde niedrige Stirn wie der Pelz eines kleinen Tieres. Die Augen waren dunkel, und weil das Gesicht so klein war, wirkten sie sehr gross. Ich lächelte und nickte dem Jungen zu. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, er erwiderte mein Lächeln nicht.

Das Spital war in ein paar geplünderten Militärbaracken eingerichtet worden. Die rostigen Eisenbetten waren verbogen, die Strohsäcke zerrissen, das Geschirr in der Küche war zerbrochen. Wir hatten keine Medikamente, keine Desinfektionsmittel und keinen Impfstoff gegen Fleckfieber und Typhus.

Damals war ich siebzehn Jahre alt. Mein Vater war Arzt. Die anderen Pflegerinnen waren wie ich Mädchen aus unserem Dorf, keine von uns hatte jemals Kranke betreut. Die Männer, die im Spital lagen, waren Juden aus Ungarn, aus Polen und aus Rumänien. In den letzten Kriegsmonaten hatten die deutschen Truppen sie auf ihrem Rückzug mitgeschleppt. SS-Soldaten hatten sie bis nach Oberösterreich getrieben. Aber das Konzentrationslager in Mauthausen war schon überfüllt und man hatte in einem Wald, ein paar Kilometer von unserem Dorf entfernt, ein Sperrgebiet errichtet, in das niemand gehen durfte. Ein grosses Viereck auf einer Lichtung, mit Stacheldraht umzogen, keine Hütten: Das war das neue Konzentrationslager geworden für

Hunderte von Menschen aus dem Osten, deren einziges Verbrechen darin bestand, einem Volk anzugehören, das die Machthaber des Dritten Reiches ausrotten wollten. Schnee war noch gelegen, als man die Gefangenen dort zusammengepfercht hatte. Nicht einmal zum Schlafen hatten sie sich niederlegen können, weil zuwenig Platz gewesen war.

Als die amerikanischen Truppen einmarschierten, öffneten sie die Tore des Waldlagers. Keiner der Befreiten kam weit; sie lagen sterbend auf den Strassen und in den Scheunen unseres Dorfes. Mein Vater gründete in dem verlassenen Barackenlager ein provisorisches Spital. Drei der befreiten Juden, Ärzte aus Budapest, halfen ihm dabei.

In meiner Baracke – sie hatte einen Saal und zwei kleine Zimmer – lagen zwanzig Kranke. Der Saal war lang, mit zwei Reihen Eisenbetten und einem freien Gang in der Mitte. Neben jedem Bett stand ein Holzschemel. Fast alle Fenster waren eingeschlagen, wir hatten sie mit Pappendeckel geflickt; abends wurde es daher sehr bald düster, und tagsüber lag der Geruch von kranken Menschen und scharfem Schweiss dumpf in dem niedrigen Raum.

In diesen Saal wurde der kleine Junge, unser neuer Patient, gebracht.

Ich setzte mich an sein Bett. Ich schob das strohgefüllte Kissen aus grober Sackleinwand zurecht. «Wie heisst du?» fragte ich. Er antwortete nicht. (Viele der Kranken verstanden Deutsch, aber es gab einige, die nur ungarisch oder polnisch oder rumänisch sprachen.) «Verstehst du mich?»

Der Junge nickte.

«Sag mir deinen Namen!» bat ich.

Er blieb stumm. Ich wollte ihm über das Haar streichen, aber kaum hob ich meine Hand, hielt er den mageren Arm vor sein Gesicht und vergrub es in dem Sackleinwandkissen. Ich sagte: «Hab doch keine Angst», aber er hörte nicht auf zu zittern und wurde erst wieder ruhig, als ich fortging.

Ich suchte Dr. Noht, einen der jüdischen Ärzte, und er sagte: «Ich weiss den Namen des Jungen nicht. Er selber weiss ihn auch nicht.»

«Und seine Eltern?» fragte ich.

«Seine Eltern? Sie sind tot. Er kam als kleines Kind in ein Lager. Ein Lager polnischer Kinder. Er ist ein Pole. Mehr weiss man nicht.»

«Das kann nicht wahr sein!» rief ich.

«Es ist wahr», antwortete Dr. Noht.

Niemand hatte den Jungen jemals mit einem Namen gerufen! Als ich meine Hand auf sein Haar legen wollte, hatte er sich gefürchtet. Er hatte geglaubt, es sei eine neue, noch unbekannte Art, ihm wehzutun.

Einer der Kranken gab dem Jungen den Namen Jari. Bald riefen ihn alle in der Baracke mit diesem Namen, er aber hörte nicht darauf und verstand nicht, dass er damit gemeint war. Er spielte niemals, er beobachtete angespannt unsere Bewegungen, und wenn wir uns seinem Bett näherten, wurde sein Körper steif und die Lippen zitterten. Wenn ich zu ihm trat, duckte er sich, als müsse er sich vor mir schützen.

Er wusste nicht, dass er ein Pole war, er wusste nicht, dass er Vater und Mutter gehabt hatte. Er sprach ein wenig Deutsch und ein wenig Polnisch. Viele Worte kannte er nicht. Er ass und trank, was wir ihm gaben, aber er sagte niemals «danke» oder «bitte» oder Jeh möchte mehr».

Meine Mutter nähte einen weichen Flanellanzug für ihn, und an einem warmen Tag, als er fieberfrei war, brachten wir ihn zum erstenmal ins Freie.

Er sass, in eine Decke gehüllt, auf der niedrigen Bank vor der Baracke.

Am Morgen hatte mir ein Bauernkind ein hartgekochtes Ei geschenkt. Ich legte das Ei und ein Stück Brot auf einen Teller und stellte ihn neben Jari. Als ich später nach ihm sah, hatte er das Brot gegessen, das Ei aber lag noch auf dem Teller.

Ich fragte: «Hast du keinen Hunger?»

«Ich habe Hunger.»

«Nun, Jari, iss doch!»

Er fasste zögernd nach dem Ei und biss hinein. Die Schale zerbrach; er warf den Kopf so erschrocken zurück, dass ich lachen musste. Ich nahm ihm das Ei aus der Hand und schälte es.

«Weisst du nicht, was das ist, Jari? Hast du noch nie ein Ei gesehen?»

Er schüttelte den Kopf. Er fragte nicht – er stellte niemals Fragen. Als ich die Eierschalen auf den Teller legte, berührte er die Bruchstellen mit den Fingern. Er presste ein Schalenstück an die Wange, schaute es an, betupfte es und presste es wieder an die Wange. Ein schwaches, zaghaftes Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Ein paar Tage später bekam er einen Rückfall, das Fieber stieg sehr hoch, und nachts lag er leise wimmernd auf seinem Strohsack. Ich legte ihm ein nasses Tuch auf die Stirn. Er nahm meine Hand. Vorsichtig, um niemand zu wecken, rückte ich den Schemel nahe an sein Bett, setzte mich nieder und liess ihn meine Hand halten.

Im Fieberschlaf seufzten die Kranken; das trübe Licht der winzigen Lampe machte die Körper und die Betten und die Wände grau. Jari hielt meine Hand fest, er hörte zu wimmern auf und schlief ein.

Am nächsten Morgen setzte ich mich wieder an sein Bett und faltete aus meinem Taschentuch eine Maus. Ich hielt sie in der Hand. Der Schwanzzipfel der Maus wackelte.

«Das ist eine Taschentuch-Maus, Jari», sagte ich. «Magst du sie?»

Er gab keine Antwort. Ich stellte die Maus auf die Bettdecke. Er griff nicht danach, wie es andere Kinder getan hätten, er sah sie nur an. Sein Gesicht erhellte sich von einem schüchternen Lächeln, um gleich wieder ernst zu werden. Er tastete mit den Fingern das geknüpfte Spielzeug ab, zog die Hand schnell wieder zurück und lag ganz still.

Ich schob ihm das Kissen zurecht und liess die Maus über die Decke hüpfen.

Er schaute gespannt zu. Ich wurde mutiger, die Maus kletterte auf seine Schultern. Sein Gesicht verzog sich wie zum Weinen, und dann begann er plötzlich zu lachen. Er schloss die Hand um die Maus, warf sie auf die Decke, nahm sie wieder, hielt sie fest. Der Schwanzzipfel der Maus wackelte.

Jari lachte.

Sein Gesicht war gelb, und die kurzen Haare standen um seine Stirn wie der Pelz eines kleinen Tieres.

Er lachte.

Und alle die anderen hohlwangigen und elenden Männer in der grauen Baracke wandten ihm ihre Gesichter zu und lachten mit ihm.

Der Maler Imre

Imre, der Maler, hatte ein trauriges, eingesunkenes Gesicht und eine dünne Nase. Seine Frau und seine drei Kinder waren auf dem Weg von Ungarn nach Österreich verhungert und erfroren. Davon sprach Imre nie. Er redete selten mit uns. Manche der Kranken warfen uns das Essen nach, wenn es nur Erbsen und hartes Brot gab, oder sie weinten und verlangten, dass wir sie trösteten. Imre verlangte nie etwas. Aus den Löchern seines Strohsacks stach das muffige Stroh. Die grobe Decke lag auf seinem blossen Körper. Er hatte kein Hemd. Eva und ich wetteiferten darin, ihm zu helfen.

Einmal fragte ich Dr. Noht: «Wann wird Imre gesund?»

Er antwortete: «Imre wird nie wieder gesund werden», und ging fort. Ich sah ihm zornig nach. Wie konnte er nur so etwas sagen! Als ich aber den Saal der Baracke betrat, begriff ich plötzlich, dass er recht hatte, dass er Imre besser kannte als ich.

Imre wandte nicht einmal den Kopf, um zum Fenster hinauszuschauen. Er nahm keinen Anteil an seiner Umgebung. Manchmal lag er stundenlang mit geschlossenen Augen da, aber er schlief nicht.

Woran dachte er? Andere tröstete es, wenn sie ihr Elend erzählten, wir kannten ihre Leidensgeschichten, und immer wieder begannen sie von neuem. Imre erzählte nie von sich. Er war dankbar für jeden kleinen Dienst, sonst aber schien er nichts zu hören, nichts zu sehen, nichts zu fühlen und nichts zu denken.

Und ich begriff an jenem Nachmittag, dass Imre nicht gesund wurde, weil es nichts gab, was ihn wünschen liess, wieder stark und kräftig zu werden. Als ich es am Abend meiner Mutter erzählte, sagte sie, ich sollte ihm meine Zeichenblätter und Rötelstifte bringen. Ich verstand nicht, warum ich nicht selbst schon früher daran gedacht hatte. Imre war ein Maler. Er musste sich wünschen, wieder zu zeichnen, das konnte gar nicht anders sein. Er würde sich wünschen, gesund zu werden, um aufzustehen und besser zeichnen zu können.

Am nächsten Tag nahm ich Zeichenblätter und Rötelstifte in die Baracken mit. Imre schlief. Ich blieb an seinem Bett stehen. Mein Vater hatte ihm ein Hemd geschenkt. Der weisse Kragen verdeckte den mageren Hals, das braune dichte Haar fiel in Strähnen in die Stirn und auf den Nacken. Ich legte Blätter und Stifte auf die Bettdecke. Imre schien es zu spüren, er öffnete die Augen. «Ich habe Ihnen etwas mitgebracht», sagte ich.

Er schaute zuerst die Blätter und dann mich an, mit dem gleichen teilnahmslosen, aber höflichen Blick wie immer.

Ich dachte: Er will auch nicht zeichnen! Er will nicht! Er will nichts tun!

Plötzlich beugte er sich vor, er klammerte sich an die eiserne Bettstange und versuchte sich aufzurichten. Vor Anstrengung sprangen rote Flecken in seinem Gesicht auf. Ich holte ein Kissen und schob es unter seinen Rücken. Ich suchte ein Holzbrettchen und gab es ihm als Unterlage. Halb liegend, halb sitzend, wollte er sofort zu zeichnen beginnen. Aber er zeichnete nicht, er strich nur mit der Hand über die Blätter.

Am nächsten Morgen bat er mich, sein Lager wieder zu richten. Manchmal strich er mit der Hand über die Blätter. Oder er spielte mit

den Stiften. Mittags ass er zum erstenmal alles, was wir ihm brachten.

Am Abend legte er Blätter und Stifte auf den Schemel neben seinem Bett. Zwei Tage lang rührte er die Blätter nicht an. Er ass fast nichts. Gleichgültiger als zuvor lag er stundenlang, ohne sich zu bewegen.

«Warum zeichnen Sie nicht, Imre?» fragte ich.

«Ich kann es nicht mehr», antwortete er.

Eine Woche später begann er zu zeichnen. Blatt auf Blatt bedeckte er mit Bildern. Immer war es das gleiche: Stacheldraht und dahinter Menschen, zusammengedrängt, mit entsetzten, starren Gesichtern. Er zeichnete Frauen, die man erschlagen hatte. Er zeichnete Menschen, die schrien. Er zeichnete Menschen, die verhungert waren, alles mit groben dicken Strichen hingemalt. Sein Gesicht war stumpf. Er rührte das Essen kaum an.

Eva sagte: «Ich nehme ihm alles weg!» Aber sie tat es nicht. Ich tat es auch nicht. Wir hatten nicht den Mut dazu.

Eines Morgens, als ich den rauhen Schieferboden der Baracke mit unserem schäbigen Besen kehrte, spürte ich, dass Imre mich anschaute. Jedesmal, wenn ich seinem Blick begegnete, lächelte er. Ich lief zu seinem Bett, und er bedeckte rasch ein Blatt Papier mit den Händen.

«Was verstecken Sie, Imre?» fragte ich.

Er nahm die Hände von dem Blatt. Er hatte nur wenige Linien darauf gezogen, die Umrisse eines Mädchenkopfes. «Ich will Sie zeichnen», sagte er.

«Mich?» antwortete ich und wurde sehr verlegen.

«Ja! Zeigen Sie mir Ihr Haar!»

Ich nahm meine Schwesternhaube ab, und er sagte: «Ihr Haar ist schön!»

Am Abend bat er mich, die Zeichnung aufzuheben. Ich trug sie in das Schwesternzimmer und legte sie in unseren Schrank. Nase, Mund und Augen waren nur angedeutet, die Haare waren genau und sorgfältig gezeichnet, die Striche nicht mehr grob und dick, sondern leicht und dünn.

Am nächsten Morgen ging ich sehr früh in das Barackenlager. Es hatte nachts geregnet, aber nun war der Himmel rein und nur ein paar Wolkenreste zerflossen im Blau. Die Luft war klar und noch ein wenig kühl.

Als ich in die Baracke kam, begriff ich im ersten Augenblick nicht, was geschehen war. Man hatte die schwere Decke über Imres Kopf gezogen! Die Linien des Körpers zeichneten sich steif darunter ab. Ich trat an das Bett, ich schlug die Decke zurück. Imres Kinn war auf die Brust gesunken, die bläulichen Lider waren geschlossen. Ich nahm seine Hand, sie war kalt, und sie fiel schwer auf die Bettkante, als ich sie losliess.

Eva kam und sagte: «Er ist in der Nacht gestorben. Es ist ein Herzkollaps gewesen. Dr. Noht war hier, aber er hat nicht helfen können. Komm, wir müssen den Sarg holen.»

Ich stolperte hinter Eva her zu dem Schuppen, in dem die Särge aufbewahrt wurden. Man hatte sie rasch ohne Sorgfalt aus rohem, ungehobeltem Holz gezimmert, jeder Sarg sah aus wie der andere, keiner war grösser oder kleiner. Wir luden einen der Särge auf den Karren, der dazu diente, die Toten wegzubringen, und kehrten in die Baracke zurück. Ich nahm die Decke fort. Imres Hemd war kurz, man konnte die Knie sehen und die mageren Beine.

Wir trugen Imre hinaus und legten ihn in seinen Sarg. Der Sarg war sehr klein, selbst Imre, der doch nicht gross war, hatte kaum darin Platz. «Ziehen wir ihm das Hemd aus», sagte Eva. «Es ist schade darum. Wir können es einem anderen geben.»

«Nein!» sagte ich. «Mein Vater hat es Imre geschenkt, es gehört Imre!»

«Du bist unvernünftig», sagte Eva, aber sie liess ihm das Hemd. Wir schlugen die Nägel in den Sargdeckel und hoben den Sarg auf den Karren. Der Ort, wo die Toten begraben wurden, lag ein Stück ausserhalb des Dorfes. Ich schob den Karren durch das Dorf.

Bei jeder Unebenheit der Strasse stiess der Sarg an die Wand des Karrens, rutschte zurück und wieder vor; ein paarmal musste ich ihn

festhalten. In den Furchen der Strasse stand noch Wasser, aber das Gras am Wegrand war schon trocken. Die Lachen glänzten. Alles war frisch: Der nächtliche Regen hatte das Dorf gewaschen.

Niemand kümmerte sich darum, dass Imre tot war, dass ich auf dem alten Karren seinen Sarg schob.

Die «Geschichten aus dem Baracken-Spital» sind in leicht veränderter Form in dem Buch «Das Schattennetz», Verlag Herder, Wien, erschienen.

Noch vor dem Sommer war der Krieg zu Ende.

«Keine Bomber mehr?» fragte ich meine Mutter.

«Keine Bomber. Auch keine Tiefflieger mehr», sagte sie.

Vor den Tieffliegern hatte ich die grösste Angst gehabt.

Meine Schwester hatte sich nicht so sehr gefürchtet. Sie war noch zu klein, erst drei Jahre alt.

Bald begann für die grossen Kinder die Schule wieder. Die kleinen Kinder konnten in den Kindergarten gehen. Man konnte wieder Briefe schreiben. Die Briefe kamen an. Auf manchen Strecken konnte man mit der Eisenbahn fahren. Die Züge kamen an.

Meine Schwester und ich gingen in den Kindergarten. Die Kinder im Kindergarten erzählten von ihren Vätern. «Meiner hat einen Brief geschrieben», erzählten sie. «Meiner kommt bald heim.»

«Meiner ist mit dem Zug gekommen», erzählten sie.

«Meiner ist gefallen. Der kommt nimmer», erzählten sie.

Sie fragten mich nach meinem Vater.

«Meiner ist kriegsgefangen», sagte ich.

«Wo?» fragten sie.

Das wusste ich nicht. «Aber er kommt bald heim», sagte ich.

Das wusste ich. Auch meine Schwester wusste es. Wir wussten es von unserer Mutter. Sie sagte immer: «Der Vati kommt bald.»

Ich erzählte den Kindern, was ich noch alles über meinen Vater wusste: «Er hat schwarzes Haar mit ganz grossen Locken. Er kann singen. Er kann tanzen. Er kann Theater spielen. Er ist so lustig, dass er alle Leute im Theater zum Lachen bringt. Er verkleidet sich als Müller oder Kellner oder Zirkusdirektor. Manchmal setzt er sich eine Glatze auf. Aber ich erkenne ihn immer.»

Meine Schwester nickte ernst. Auch sie erkannte unseren Vater immer. Wir kannten alle seine Fotos, und bei jedem Bild hatte uns unsere Mutter gesagt, welche Rolle er da spielte und welche Lieder er dazu sang.

Die Kinder beneideten uns, weil unser Vater so lustig war.

Jein, dass er bald heimkommt», sagten sie.

Es wurde Weihnachten. Der Winter verging. Es wurde Frühling. Zu Ostern bekamen wir im Kindergarten ein buntes Ei. Es wurde Muttertag. Wir malten rote Herzen. Die konnte man aufklappen, und dann sah man einen Blumenstrauss.

Der Muttertag war vorbei, und unser Vater war noch immer nicht da. Die Kinder im Kindergarten fragten uns nicht mehr nach ihm.

Ich erinnere mich heute noch an einen schönen Junimorgen. Meine Mutter führte uns in den Kindergarten. Meine Schwester ging an ihrer rechten Hand, im Schutz der Hausmauern. Ich ging an ihrer linken Hand, an der Strassenseite, denn ich war ja die grössere.

Es war warm und sonnig, wir hatten dünne Kleider an.

Da sah ich einen Mann die Strasse heraufkommen.

Ein komischer Mann, dachte ich.

Er war viel zu warm angezogen. Er trug eine graue Mütze auf seinem Kopf. Er hatte hohe Schuhe an; die Riemen, mit denen er sie verschnürt hatte, waren zu kurz. Ich sah, dass er Zeitungspapier in die Schuhe gestopft hatte. Ich staunte.

Der Mann hatte eine kleine, runde graue Flasche an seinen Gürtel geschnallt. Neben der Flasche baumelte ein Essnapf.

Der Mann hatte eine Decke um die Schultern gewickelt. Die Decke war grau. Der ganze Mann war grau, auch sein Gesicht. Nur sein Haar war nicht grau, das hatte überhaupt keine Farbe; in Borsten startete es unter der Mütze hervor.

Der Mann schaute uns an.

Er öffnete den Mund, aber es kam nicht gleich eine Stimme heraus.

Dann rief er: «Erna!»

Meine Mutter packte uns fester an der Hand. Sie wollte in die Gasse einbiegen, wo unser Kindergarten war. «Der Mann», sagte ich, «der Mann da ruft dich!»

Meine Mutter blieb stehen.

«Erna!» rief der Mann noch einmal.

Meine Mutter schaute zurück. Sie liess unsere Hände los.

«Axel!» rief sie und lief dem Mann entgegen.

Da wussten wir, dass dieser fremde graue Mann unser Vater war.

Ich weiss nicht mehr, wie sie sich begrüßten. Ich weiss nicht mehr, was er zu uns Kindern sagte.

Aber ich erinnere mich, dass die Leute auf der Strasse stehenblieben. Sie blieben stehen und schauten uns zu und sagten: «Da ist wieder einer heimgekehrt.»

Die Mutter nahm uns an der Hand und führte uns nach Hause. Der Vater ging neben uns. Er betrachtete meine Schwester und mich von der Seite.

Er sagte: «Sowas! So grosse Damen!»

Da lachte ich, weil er «Damen» gesagt hatte.

Im stillen aber wunderte ich mich, dass er unser Vater war. Ich kannte ihn doch von allen seinen Bildern. Ich kannte ihn in jeder Verkleidung. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dieser graue Mann alle Leute im Theater zum Lachen brachte.

Zu Hause sagte ich zu meiner Mutter: «Du hast ihn auch nicht erkannt.»

«Oja», sagte meine Mutter. «Ich habe seine Stimme erkannt.»

«Du hast ihn rufen gehört? Warum bist du dann weitergegangen?»

Meine Mutter schaute mich an. «Ich habe ihn immer rufen gehört», sagte sie. «Ich habe mir so sehr gewünscht, dass er heimkommt. Ich habe an nichts anderes mehr gedacht. Immerfort habe ich geglaubt, dort kommt er mir auf der Strasse entgegen. Ich habe geglaubt, jetzt kommt er die Stiegen herauf. Ich habe deutlich seine Schritte gehört. Ich habe gehört, wie er aufsperrt. Ich habe ihn rufen

gehört. Aber es war nie wirklich. Und wie er mich heute wieder gerufen hat, hab ich geglaubt, nur ich hör's in meinem Inneren.»

Ich sagte: «Er riecht so komisch.»

«Das ist Zigarettenrauch», sagte sie. «Im Zug hat ihm jemand Zigaretten geschenkt.»

«Und seine Haare haben keine Farbe», sagte ich.

Meine Mutter antwortete: «Es wird alles wieder werden.»

Das sagte sie oft in der nächsten Zeit.

Meine Schwester und ich gewöhnten uns an unseren Vater. Er wurde uns immer weniger fremd. Er spielte mit uns. Er sang Lieder, die er auf der Bühne gesungen hatte.

Sein Haar bekam wieder Farbe. Zuletzt war es schwarz und lockig wie früher.

Manchmal erzählte er uns Geschichten aus dem Lazarett und aus der Gefangenschaft. Immer war in den Geschichten etwas, über das man schmunzeln musste.

«Und im Krieg?» fragten meine Schwester und ich. «Was hast du im Krieg erlebt?»

Über den Krieg wollte er nie reden. «Das sind keine Geschichten zum Erzählen», sagte er.

Von den Geschichten, die er nicht erzählen konnte, erfuhren wir aber doch etwas. In den Nächten, da schrie mein Vater im Schlaf. Er schrie so laut und so furchtbar, dass wir alle aufwachten. Wir rannten an sein Bett und schüttelten ihn, bis er munter war. Er war entsetzt, wenn er merkte, dass er uns mit seinem Geschrei aufgeweckt hatte. Er entschuldigte sich. Er sagte: «Ich habe geträumt.»

«Was hast du denn geträumt», fragte ich, «dass du so schreien musst?»

«Vom Krieg», sagte er und war für einen Augenblick wieder der fremde graue Mann, der uns auf der Strasse entgegengekommen war.

«Es ist doch alles vorbei, es ist alles wieder gut», sagte meine Mutter und brachte uns ins Bett. «Schlaf nur.»

Aber für einen Mann, der im Krieg gewesen war, konnte nie mehr im Leben alles vorbei und wieder gut und wie früher sein.

Das wussten wir nun, meine Schwester und ich.

Jedesmal, wenn wir unseren Vater im Traum schreien hörten, wussten wir es von neuem.

Als wir dieses Buch planten, luden wir alle Kollegen ein, daran mitzuarbeiten. Diejenigen von uns, die selbst Opfer waren, haben keine Geschichten geschrieben. Manche haben es versucht. Aber das, was in den Konzentrationslagern geschehen ist, lässt sich nicht erzählen. Auch wenn man bis zum letzten I-Punkt die Wahrheit berichtet und nichts als die Wahrheit, stimmt es nicht. Weil es keine Wörter gibt für das, was geschehen ist. Und weil jeder, der überlebt hat, überschrien wird von den Millionen, die ermordet worden sind.

Wir hatten uns vorgenommen, in diesem Buch nur eigene Erlebnisse zu schildern. Nun waren die meisten von uns damals Kinder, und zwar Kinder, die im Vergleich zu anderen Glück hatten, auch wenn wir verängstigt und verwirrt und hungrig und traurig waren und froren. Eine einzige von den Geschichten, die die Betroffenen selbst nicht erzählen können, habe ich anzuschreiben versucht.

Nadines Geschichte

Nadine wurde in der Nähe von Paris geboren. Ihre Eltern waren von Österreich nach Frankreich geflüchtet. Als Hitlers Truppen auch Frankreich besetzten, schlossen sich Nadines Eltern der französischen Widerstandsbewegung an. Sie lebten unter falschen Namen, sie hatten keine Dokumente, sie mussten jeden Tag damit rechnen, von der geheimen Staatspolizei verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht zu werden.

Da konnte die kleine Nadine nicht bei ihnen bleiben. Sie kam zu Pflegeeltern. Es gehörte viel Mut dazu, ein jüdisches Baby bei sich zu verstecken. Es gab überall Menschen, die bereit waren, ihre Nachbarn zu verraten, und die geheime Staatspolizei hatte viele Spitzel. Bei jedem Türklingeln bekamen die Pflegeeltern Herzklopfen. Wenn es zu gefährlich wurde, brachten sie Nadine zu anderen Leuten.

An ihrem zweiten Geburtstag wurde Nadines Vater von der Gestapo verhaftet und in das Konzentrationslager Neuengamme in Norddeutschland verschleppt. Dort hat man ihn ermordet.

Im Laufe von vier Jahren sagte Nadine zu neun verschiedenen Frauen «Mama» Kaum kannte sie sich in einer Wohnung aus, wurde sie heimlich weggebracht an einen Ort, wo wieder alles fremd war.

Im August 1944 wurde Paris befreit. Ihre Mutter holte Nadine zu sich. Für Nadine war die Mutter die zehnte fremde Frau.

Nach dem Krieg heiratete Nadines Mutter einen Mann, der aus Österreich nach Frankreich geflüchtet war und in seine Heimat zurückkehren wollte. So kam Nadine nach Wien.

All das weiss Nadine nur, weil ihre Mutter es ihr erzählt hat.

Sie erinnert sich an nichts.

Ihr Leben bis zu ihrem zehnten oder elften Jahr ist wie eine fremde Geschichte. Wenn sie versucht, sich zu erinnern, tut es weh, aber sie weiss nicht, was da weh tut. Auch die erste Zeit in Wien fällt in dieses schwarze Loch. Sie erinnert sich nicht an die Geburt ihres kleinen Bruders. Sie erinnert sich nicht an ihre Volksschulzeit. Sie erinnert sich auch nicht an den Tag, als ihr zwei Mitschüler nachriefen: «Jud, Jud!»

Ihre Mutter hat ihr erzählt, dass sie verstört nach Hause kam und fragte: «Mama, was ist ein Jud?»

Nadine weiss auch nicht, was ihre Mutter geantwortet hat. Vielleicht hat sie nur geweint. Vielleicht war sie zornig. Vielleicht hat Nadine schon an dem Tag begriffen, dass nichts oder nicht alles vorbei war. Vielleicht hat sie nur Angst gehabt, eine neue Angst zu der alten Angst, und hat gar nichts begriffen.

Nadines Erinnerung setzt ungefähr mit der Zeit ein, als sie in die Mittelschule kam.

Sie erinnert sich an einen 20. April, an dem drei Schüler in braunen Hemden und schwarzen Hosen in die Klasse kamen, die rechte Hand zum Hitlergruss hoben und sich dann an die jüdischen Kinder in der Klasse wandten: «Schade um jeden von euch, den man nicht vergast hat.»

Die drei Schüler feierten Hitlers Geburtstag. Fünf Jahre nach Hitlers Selbstmord, fünf Jahre nach dem Ende des Tausendjährigen Reiches, fünf Jahre nachdem die Welt erfahren hatte, was in den Konzentrationslagern geschehen war.

Eine Elternversammlung wurde einberufen.

Es gab auch Eltern, die fanden, das Ganze sei kein Grund zur Aufregung. Man dürfe nicht so empfindlich sein. Man dürfe nicht alles wörtlich nehmen, was Kinder so redeten. Und überhaupt, meinten sie, sei «damals» alles nicht halb so schlimm gewesen.

Nadine lernte gut. Sie freute sich, wenn ihre Mitschüler sie baten, ihnen etwas zu erklären. Eine Freundin sagte zu ihr: «Seit meine Eltern dich kennen, haben sie nichts mehr gegen dich. Sie meinen, du bist sehr nett, obwohl du Jüdin bist.»

Die Freundin verstand nicht, dass Nadine sich über dieses «Lob» nicht freuen konnte. Sie verstand nicht, dass die Bemerkung Nadine weh tat. Nadine, die Ausnahme.

Solange sie nützlich war, höflich, bescheiden, klug, hilfsbereit und artig, solange duldeten man sie. Obwohl sie Jüdin war. Aber sie musste ständig auf der Hut sein. Sie durfte nicht einen Augenblick lang nachlassen. Sie durfte nicht ungeduldig werden, nicht ärgerlich, nicht misstrauisch, nicht schlampig, nicht unfreundlich. Sie durfte nicht mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein. Dann war sie sofort die Jüdin. Und es war eben typisch jüdisch, so egoistisch zu sein ... und so weiter, und so weiter. Nadine verlangte von sich selbst mehr, als die strengsten Lehrer und die strengsten Eltern von einem Mädchen verlangen können. Sie musste perfekt sein. Als ob sie alle guten Eigenschaften in die Waagschale werfen müsse, weil auf der anderen Seite das tonnenschwere Gewicht lastete: «Aber sie ist Jüdin.»

Sie konnte mit niemandem darüber reden. Auch mit ihrer Mutter nicht. Sie hatte bald gelernt, dass die Mutter nach einem Gespräch über dieses Thema elend und krank wurde.

Als ihr Schulkollege Harald sechs Wochen lang krank zu Hause liegen musste, war es Nadine, die für ihn mitschrieb. Die Hefte aber musste sie ihm schicken. Es war seinen Eltern zwar recht, dass Nadine für ihn mit schrieb, sie duldeten aber nicht, dass Nadine ihm die Hefte brachte. Eine Jüdin sollte ihre Wohnung nicht betreten.

«Du musst das verstehen», sagte Harald, als er wieder gesund war. «Sie mögen nun einmal keine Juden.»

Warum musste *sie* das verstehen?

Sie lebte, als hätte *sie* etwas gutzumachen.

Was hatte sie gutzumachen?

Ein Lehrer zeigte im Geschichtsunterricht ein Bild von einem meterhohen Haufen Brillen, die die Aufseher im Konzentrationslager Auschwitz den Häftlingen abgenommen hatten, bevor sie sie in die Gaskammern trieben.

Einige Schüler lachten.

In der Pause fragte ein Mädchen Nadine: «Was hast du denn? Du schaust schon wieder so komisch drein.»

Heute ist Nadine eine erwachsene Frau.

«Es war immer dasselbe», sagt sie. «Andere waren die Lotte oder der Karl, ich war nie nur die Nadine. Ich konnte freundlich oder unfreundlich sein, fleissig oder faul, sympathisch oder unsympathisch, immer war ich auch die Jüdin.»

Immer noch lebt sie wie auf einem Floss. Das Floss schwimmt auf den Jahren, von denen sie nichts weiss. Manchmal droht es zu kippen. So wie im vorigen Jahr, als Leute die Synagoge, das jüdische Bethaus, und über vierzig Gräber auf dem jüdischen Friedhof beschmierten. «Juda verrecke» stand da und «Juden raus», wie am Anfang der Hitlerzeit. Nadine spürte wieder einmal die alte Angst aufsteigen.

Viele von uns spürten diese Angst. Und gleichzeitig eine ungeheure Wut. Aber auch eine grosse Verantwortung dafür, dass aus dieser Grabschändung kein neuer Anfang wird.

Es ist wichtig, nicht zu vergessen, dass Nadines Geschichte eigentlich erst zu dem Zeitpunkt beginnt, wo «alles schon vorbei war». Sie beweist das Gegenteil: dass nämlich *nicht* alles vorbei ist. Das Vorurteil gegen andere Menschen, ob das nun Menschen mit grossen oder kleinen Nasen, mit blauen oder braunen Augen, ob das Juden, Gastarbeiter oder Neger sind, kann immer wieder aufbrechen. Es ist widerstandsfähiger als alles, was wir uns denken können. Es überlebt Gaskammern, Kugeln, Gift und Untergang. Es ist wie eine Seuche, eine schlimme ansteckende Krankheit, die nicht nur denen schadet, die unter diesem Vorurteil leiden. Es verkrüppelt die, die es in sich tragen, und es schädigt ihre Kinder und Kindeskinde.

Nicht nur Nadine ist ein Opfer des Judenhasses. Die Kinder, die sie in der Volksschule verspottet haben, sind es auch.

Weil das Vorurteil, das sie von ihren Eltern übernommen haben, in ihnen etwas ganz Wichtiges auffrisst: die Brüderlichkeit, in der die Hoffnung ihre Wurzeln hat.

Nachwort und Wörterklärungen

Nachwort

Nicht alle waren *damals* vierzehn, die in diesem Buch erzählen. Manche waren erst fünf oder sechs Jahre alt, manche schon sechzehn oder achtzehn. Aber sie alle waren junge Menschen und haben heute ihre Erinnerungen an die schreckliche Zeit von damals.

Das heisst nicht, dass die Erinnerungen selbst alle schrecklich sind. Der Tag zum Beispiel, an dem der Vater endlich aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrt, dieser Tag gehört sicher zu den schönsten Erinnerungen, die ein Mensch ein Leben lang bewahren wird. Aber was dahinterstand, der Krieg, die Angst, das Elend – all das werden die Menschen, die damals jung waren, nicht vergessen können. Dabei wussten sie damals nicht, konnten sie damals gar nicht wissen, wie ungeheuer gross das Elend wirklich war.

Zum Teil haben sie gar nicht alles *verstanden*, was da geschah. Wenn die kleine Renate beim Kaufmann aus Langeweile ein Lied vor sich hinsingt, das sie von ihrem Vater gehört hat, und daraufhin von ihrer geliebten Grossmutter zwei Ohrfeigen bekommt – dann versteht sie die Welt nicht mehr. Sie weiss nicht, was die Grossmutter weiss: dass dieses kleine Spottlied die ganze Familie in tödliche Gefahr bringen kann.

Zum Teil haben die jungen Menschen von damals nicht *gewusst*, da alles geschah, weil ihre Eltern und andere, die es gut mit ihnen meinten, sie vor der vollen schrecklichen Wahrheit bewahrten. Oder weil manche sie für die «grosse Idee» und die «grosse Zeit» dieser schrecklichen Tage begeisterten. Kein Wunder, wenn dann einer von sich sagt, er habe, als «alles vorbei war», «schon aufgehört, irgend jemandem auch nur irgend etwas zu glauben».

Wie kam es zu dieser Zeit, die so furchtbar war?

Als im Jahr 1918 der erste grosse Krieg dieses Jahrhunderts in Europa zu Ende war, kam in vielen Staaten zugleich das Ende der Monarchie, das Ende der Herrschaft der Kaiser und Könige. Nun sollte nicht mehr – letzten Endes – das geschehen, was ein regierender Kaiser oder König wollte oder gestattete, sondern das, was das Volk selbst wünschte. Selbstverständlich wollen nicht immer alle Menschen in einem Staat das gleiche. Sie haben verschiedene Ideen, Wünsche, Ziele, die auch von verschiedenen politischen Parteien vertreten werden. Die Menschen im Staat wählen die Partei, von der sie glauben, dass sie ihre Ziele verwirklichen wird. So gibt es dann nach der Wahl Parteien mit vielen und Parteien mit weniger Anhängern. Und je nach ihrer Grösse senden die Parteien ihre Vertreter, die Abgeordneten, in das Haus, in dem die Gesetze des Staates vorbereitet und beschlossen werden, in das Parlament. Eine oder auch mehrere Parteien bilden die Bundesregierung: das sind ihre besten Männer und Frauen, der Kanzler des Staates und seine Minister. Über allen steht der Präsident des Staates, der vom ganzen Volk oder von den Volksvertretern gewählt wird.

Im Parlament prallen die verschiedenen Meinungen oft hart aufeinander. In einem aber sind die Parteien einig: dass sie gemeinsam zu ihrem Staat und ihrem Volk stehen und zur politischen Staatsform ihres Landes.

Diese Staatsform heisst *Republik*. Das Wort kommt aus dem Lateinischen, wo es bedeutet: die «öffentliche Sache», also das, was jeden im Staat angeht.

Und weil in einer Republik die Macht vom Volk des Staates ausgeht, ist sie eine «Volksherrschaft»; das aus dem Griechischen kommende Wort dafür heisst: *Demokratie*.

Die demokratische Republik ist natürlich nicht erst nach dem Jahr 1918 erfunden worden; aber sie wurde damals in vielen Ländern erstmals eingeführt. So auch in Österreich und in Deutschland.

Sie wurde in einer schweren Zeit eingeführt. Die Politiker, die

Volksvertreter der jungen Republiken, hatten grosse Sorgen: Es gab Hunger und Not, Menschen, die keine Arbeit fanden; es gab Schulden, die sich der Staat durch den Krieg eingewirtschaftet hatte; es galt, die Staatsgrenzen zu sichern, die noch gar nicht überall von den Nachbarstaaten anerkannt wurden. Und man musste schwere Lasten tragen: sie waren den Staaten, die den Krieg verloren hatten, in den Friedensverträgen auferlegt worden.

Es ging daher in den jungen Republiken nicht alles nach Wunsch. Und es gab viele Ungeduldige, Unzufriedene, die nur zu gern zustimmten, wenn einer sagte: «Da gehört ein starker Mann her. Einer der sich rücksichtslos durchsetzt und anschafft, was zu geschehen hat.»

Mit solchen Schlagworten beginnt das Unheil.

«Ein «starker Mann» kann immer nur *gegen* andere regieren. Er muss alle, die nicht seiner Meinung sind, möglichst rasch mundtot – wenn nicht anders: sogar tot machen, damit sie ihn nicht auf seinem Weg zur ungestörten Macht aufhalten.

Als sich daher ein solcher «starker Mann» zeigte, liefen ihm nach und nach immer mehr Menschen zu. Es war vielen einleuchtend oder doch angenehm oder auch «erhebend», was er predigte. Er sprach vom Herrenvolk der Deutschen, das über «minderwertige» Völker regieren sollte. Er sprach davon, dass die jüdische «Rasse» danach strebe, das Deutschtum eines Tages zu vernichten, und viele folgten ihm deshalb in seinem Hass gegen die Juden und verfolgten sogleich viele Menschen, die bisher ihre Schulkollegen, Kriegskameraden, Nachbarn, Freunde gewesen waren. Er sprach davon, dass der einzelne nichts bedeute, das Volk, das deutsche Volk aber das Höchste sei. Er war gegen das Parlament und gegen das Gespräch, das die verschiedenen Parteien dort ständig miteinander führten. Er war fürs Befehlen eines einzelnen, und dieser einzelne war er selbst: der «Führer». Er scharte um sich Mitkämpfer für seine Ideen und schuf sich militärähnliche Truppen, die SA (= Sturmabteilung) und die SS (= Schutzstaffel). Alle Parteien sollten verboten werden. Mit Ausnahme

einer einzigen: der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP).

Und er kam an die Macht: 1933 in Deutschland, 1938 in Österreich, woher er stammte.

Vor vierzig Jahren, 1938, stand der «starke Mann», Adolf Hitler, auf einem Balkon der Neuen Hofburg in Wien und verkündete denen, die gekommen waren, um ihm zuzujubeln, und Millionen Menschen an den Radioapparaten den Eintritt seiner Heimat in das Deutsche Reich.

Zur gleichen Stunde schlossen sich Gefängnistüren hinter Tausenden von Menschen, die gegen Hitler und seine «Bewegung» gesprochen, gehandelt, gekämpft hatten, rollten Züge mit Hitler-Gegnern auf grosse Barackenlager zu, die von Stacheldraht umgeben waren und wo die Gegner der Hitler-Partei, der NSDAP, «konzentriert», zusammengesperrt wurden.

Österreich, das schon bald nicht mehr so hiess, sondern «Ostmark», erlebte nun, was Deutschland im Laufe von fünf Jahren erlebt hatte: Alle Macht war in der Hand des «Führers». Er war zugleich Staatsoberhaupt und Parteiführer. Ihm war das Militär unterstellt. Er hatte treu ergebene, gläubige Mitarbeiter, und er hatte eine Fülle von Apparaten und Verbänden, mit deren Hilfe er seine Macht mehr und mehr festlegte. Da war vor allem die politische Polizei, die GESTAPO (= Geheime Staatspolizei). Sie forschte die Gegner der Nationalsozialisten aus und ging brutal gegen sie vor. Der einzelne Bürger des Staates konnte nur schwer dem Einfluss und der Überwachung durch die Nationalsozialisten entgehen: die NSDAP war gegliedert in Gaue mit Gauleitern, Kreise mit Kreisleitern, Ortsgruppen mit Ortsgruppenleitern – bis hinunter zu den Blocks und den Zellen mit den Block- und Zellenleitern. So konnten die Nationalsozialisten bis in jeden Haushalt hinein das Volksleben kontrollieren. Ausserdem waren auch die meisten Menschen in irgendeinem Verband, einer «Organisation», erfasst. Da gab es die Hitler-Jugend (HJ), den Bund Deutscher Mädel (BDM). Da gab es den Reichsarbeitsdienst (RAD), wo die jungen Menschen weiterhin politisch geschult wur-

den. Und die längst aufgelösten Gewerkschaften der Republik waren durch die Deutsche Arbeitsfront (DAF) ersetzt, und immer mehr Betriebe verkündeten durch eine Tafel am Eingang stolz, dass ihre Mitarbeiter zu 100% der DAF angehörten. Auch in Österreich bekamen nun viele Menschen Arbeit, die bisher arbeitslos gewesen waren. Hitler brauchte jede Arbeitskraft. Hitler rüstete für den Krieg. Eineinhalb Jahre nach dem «Anschluss» Österreichs, am 1. September 1939, begann der zweite grosse Krieg dieses Jahrhunderts in Europa, der Zweite Weltkrieg. Eineinhalb Jahre lang konnte also so mancher Österreicher seiner neuen Arbeit nachgehen, dann wurde er Soldat, kam an die Front und ging einem ungewissen Soldatenschicksal entgegen, das aus Entbehrungen, Strapazen, Heimweh, aus ständiger Gefährdung und Kriegsgefangenschaft bestand, wenn nicht das Ärgste, «für Führer, Volk und Vaterland» zu fallen, eintreten würde.

Der Zweite Weltkrieg forderte insgesamt 55 Millionen Tote und Vermisste. Das sind ungefähr so viele Menschen wie etwa Frankreich Einwohner hat.

Ausgelöst hat dieses geradezu unvorstellbare Unheil der «starke Mann», nach dem so viele gerufen hatten.

Zugleich mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges begann die Verfolgung der Juden tödlich zu werden. Die Juden in Deutschland und in den besetzten Gebieten wurden in Konzentrationslager gebracht und dort vorwiegend in Gaskammern getötet. Bis zum Kriegsende wurden rund 4,5 Millionen europäische Juden ermordet.

Bis zum letzten Tag des Krieges haben die nationalsozialistischen Machthaber alle jene verfolgt, die Widerstand leisteten. Von den Richtern der deutschen Kriegsgerichte wurden während des Krieges insgesamt 60'000 Todesurteile gefällt. Viele politische Gegner des Nationalsozialismus und Widerstandskämpfer waren oft jahrelang in Konzentrationslagern, viele von ihnen gingen dort an den Strapazen, die ihnen durch Zwangsarbeit auferlegt wurden, zugrunde. Viele wurden hingerichtet.

Hitler wollte ein tausendjähriges Reich gründen. Es hat zwölf Jahre bestanden, für Österreich sieben Jahre lang.

Was Kinder und junge Menschen in dieser Zeit erlebt haben, davon erzählen die Geschichten dieses Buches.

Geschichten? Das ist nicht das richtige Wort. Die Erinnerungen, die hier berichtet werden, sind freilich dreissig bis vierzig Jahre alt. Nicht mehr jedes Wort, das damals gesprochen wurde, ist noch ganz sicher im Gedächtnis, vielleicht ist auch manches Geschehen nicht ganz so der Reihe nach abgelaufen, wie es die Erzählerin oder der Erzähler jetzt in Erinnerung hat. Aber eines ist sicher: Die Erlebnisse von damals sind unauslöschbar. Sie haben mitgewirkt daran, die Erzähler, die Berichterstatter dieses Buches so zu formen, wie sie heute sind, mitbestimmt, was sie denken, was sie wollen, wovor sie Angst haben, was sie erschreckt.

Die Autoren dieses Buches sind ein paar von Millionen Menschen, die ähnlich wie sie geworden sind und die mit ihnen der Meinung sind, dass man von dieser schrecklichen Zeit immer wieder einmal sprechen soll.

Denn es könnte geschehen, dass eines Tages irgendwo wieder das Schlagwort laut wird: «Da gehört ein starker Mann her, einer der anschafft, was zu geschehen hat..»

Worterkklärungen

Dieses kurze Verzeichnis ist eine Ergänzung zum Nachwort. Hier werden einige Begriffe und Wörter erklärt, die in den einzelnen Berichten vorkommen, im Nachwort aber nicht oder nur kurz erwähnt worden sind.

Die *Alliierten*, das sind die Verbündeten. Gemeint sind hier die Staaten, die im Krieg gegen Deutschland kämpften, also z.B. Frankreich, Grossbritannien, die Sowjetunion, die USA.

Die *Flak*, Abkürzung für «Fliegerabwehrkanone»; bedeutet auch insgesamt die militärischen Einheiten der Fliegerabwehr.

Fliegeralarm war ein gefürchtetes Signal, das in Stadt und Land mit heulenden Sirenen gegeben wurde, wenn Bombenflugzeuge im Anflug waren. Die Menschen flüchteten dann in die Keller, die zu Luftschutzräumen ausgebaut worden waren. Viele Städte in Europa wurden durch Angriffe von Bombenflugzeugen schwer beschädigt oder fast ganz zerstört. Viele Menschen verloren ihr Heim und alles, was sie besaßen, viele wurden verletzt, viele mussten sterben. Schon 1941 waren in Grossbritannien 100'000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, bei deutschen Fliegerangriffen verletzt oder getötet worden. In den letzten Monaten des Krieges wurden in London noch viele Menschen durch neue unbemannte Raketengeschosse der deutschen Wehrmacht getötet, durch die V2, vor der man sich nicht durch einen rechtzeitigen Alarm schützen konnte. Durch Fliegerangriffe der Alliierten sind im damaligen Deutschland – zu dem auch Österreich gehörte – insgesamt 593'000 Menschen getötet worden, davon allein im Februar 1945 in 24 Stunden rund 135'000 in der Stadt Dresden. Auf der ganzen Welt starben 1'500'000 Menschen bei Fliegerangriffen; das sind beinahe so viele Menschen wie die Einwohner der Stadt Wien.

Gestapo, Abkürzung für «Geheime Staatspolizei», die politische Polizei der Nationalsozialisten. Sie war gefürchtet wegen ihrer brutalen Art, Menschen gefangen zu nehmen und zu verhören. Die Gestapo forschte unermüdlich nach Gegnern des Nationalsozialismus und ging jedem Verdacht und jeder Anzeige nach.

Das *Getto*, der Teil einer Stadt, in dem die Juden, abgetrennt von den übrigen Bewohnern, lebten. So war es vor Hunderten von Jahren. Die Nationalsozialisten führten das Getto wieder ein, vor allem im von den Deutschen besetzten Polen. 1943 erhoben sich die verzweifelten Menschen im Getto der polnischen Hauptstadt Warschau. Der Aufstand wurde grausam niedergeschlagen.

Hamsterer sind jene Menschen genannt worden, die in der Notzeit des Krieges und der Jahre nach dem Krieg Lebensmittel zusammengekauft und aufbewahrt haben. Meistens waren es Städter, die aufs Land hinausfuhren und bei den Bauern Schmalz, Butter, Speck, geselchtes Fleisch kauften oder gegen andere Waren, die sie besaßen, tauschten. Es gab «Hamsterer», die dann in der Stadt die Lebensmittel «schwarz», also geheim, weiterverkauften oder –tauschten. Auf dem «schwarzen» Markt in Wien kostete zum Beispiel ein Kilogramm Schweineschmalz 1'000 Schilling, und für ein Kilogramm Butter musste man einen tadellosen Anzug hergeben. Es gab aber auch «Hamsterer», die in den Hungerzeiten, in grosser Sorge um ein krankes Kind oder einen alten Menschen ihrer Familie, versuchten, ein Stück Brot, ein Ei oder eine Flasche Milch heimzubringen.

HJ (spr.: ha-jot), Abkürzung für «Hitler-Jugend», die Jugendorganisation der NSDAP.

Judenstern. Jüdische Bürger des Deutschen Reiches wurden gezwungen, an ihren Kleidern einen gelben Stern zu tragen, in dem das Wort «Jude» stand.

Konzentrationslager gibt es in verschiedenen Staaten seit dem Anfang unseres Jahrhunderts. Hier werden Menschen angehalten, von denen die Herrschenden im Staat meinen, dass sie dem Staat Unruhe oder Gefahr bringen könnten. Die schrecklichsten Lager dieser Art gab es unter den Nationalsozialisten. Die KZ (Abkürzung) waren

grosse, von elektrisch geladenen Zäunen umgebene, streng bewachte Barackenlager, in denen Juden, Zigeuner und politische Gegner des Nationalsozialismus gemeinsam mit Kriminellen und solchen Menschen, die eines Verbrechens beschuldigt worden waren, gefangen gehalten wurden. Die Gefangenen mussten schwer arbeiten, litten Qualen, Hunger und Durst, hatten schwere Krankheiten, dienten grausamen Versuchen. Viele von ihnen starben oder erlitten schwere gesundheitliche Schäden. In besonderen Vernichtungslagern wurden vor allem Juden und russische Kriegsgefangene in eigens dafür gebauten Gaskammern getötet. In den KZ der Nationalsozialisten kamen insgesamt 6 Millionen Menschen ums Leben.

Lebensmittelkarten. Als die Lebensmittel im Krieg knapp wurden, konnte man Brot, Milch, Butter, Fleisch, Wurst, Teigwaren, Zucker, aber auch Kleiderstoffe, Zigaretten u. a. nur gegen den Abschnitt von bestimmten Formularen, den Lebensmittelkarten, kaufen, die zu Beginn jeden Monats an alle verteilt wurden. Auch nach dem Krieg, als viele Menschen hungerten, waren bestimmte Lebensmittel nur auf Lebensmittelkarten erhältlich. Zu Weihnachten 1946 erhielt zum Beispiel eine Person folgende Lebensmittel für eine ganze Woche: 140 Dekagramm Brot (dreiviertel Laib), 20 Dekagramm Fleisch oder Wurst (damit kann man 4 Wurstsemmeln machen), 5 Dekagramm Öl (2 Esslöffel) und 12 Dekagramm Kaffee-Ersatz.

«Marsch zur Feldherrnhalle». Unter diesem Namen ist ein Putschversuch bekannt, den die Nationalsozialisten am 9. November 1923 unternommen hatten. An jedem 9. November wurden daher während der nationalsozialistischen Zeit Gedenkfeiern abgehalten. Die Feldherrnhalle ist ein Gebäude in München.

Nazi ist ein Kurzwort für «Nationalsozialist».

Zum *RAD*, dem «Reichsarbeitsdienst», mussten während der nationalsozialistischen Zeit alle jungen Menschen – die Burschen noch vor der Militärzeit – einrücken. Sie blieben dort ein halbes Jahr lang und arbeiteten vor allem im Strassenbau und in der Landwirtschaft.

SA, Abkürzung für «Sturmabteilung», eine militärische Einheit der NSDAP, mit braunen Uniformen.

SS, Abkürzung für «Schutzstaffel», eine militärische Einheit der NSDAP, mit schwarzen Uniformen. Sie diente zunächst dem Schutz Hitlers und der anderen führenden Nationalsozialisten und übernahm später die gesamte deutsche Polizeigewalt. SS- Männer bewachten und verwalteten auch die Konzentrationslager.

Stuka, Abkürzung für «Sturzkampfflugzeug». So wurden die deutschen Flugzeuge genannt, die im Sturzflug mit Bomben und Bordkanonen angriffen.

Der *Volkssturm* war eine militärische Einheit, die Hitler zum Kriegsende aufstellen liess. Zum Volkssturm mussten alle gehen, die nicht zum Militär hatten einrücken müssen, weil sie noch zu jung oder schon zu alt oder nicht gesund genug waren, Jugendliche und Männer zwischen 16 und 65 Jahren. Sie trugen statt einer Uniform eine Armbinde und wurden rasch im Schiessen ausgebildet.

Ein *Werwolf* ist ein Mensch, der sich in einen Wolf verwandeln kann. Solche Menschen-Tiere gibt es natürlich nur in Sagen. Mit dem Namen Werwolf aber wurden am Ende des Krieges Männer bezeichnet, die auf eigene Faust, allein oder gemeinsam mit anderen, den Krieg weiterführen sollten. So wünschten es jedenfalls die nationalsozialistischen Führer.

Das *Dritte Reich* ist schon in sehr alten Schriften der Name für ein glückliches Reich der Zukunft. Die nationalsozialistischen Führer verwendeten diesen Begriff für das Deutsche Reich Adolf Hitlers.

Kriegsgefangenschaft war für viele Soldaten das Ende der täglichen Gefahr im Kampf an der Front, das Ende der ständigen Bedrohung des Lebens. In vielen Lagern mussten sie freilich dann das ganze Elend der Gefangenschaft mit Hunger, Not, Kälte, mit Krankheiten und Seuchen ertragen, vor allem aber die oft jahrelang währende Trennung von ihrer Familie. Viele ausländische Kriegsgefangene wurden im nationalsozialistischen Deutschland in Konzentrationsla-

er gebracht, oder sie mussten Zwangsarbeit verrichten. Die deutschen Kriegsgefangenen – ob sie nun Nationalsozialisten waren oder nicht – waren in den Ländern, wo sich ihre Lager befanden, Vertreter und Angehörige jenes Volkes, das all das Kriegselend verursacht hatte, die Verwüstungen des Landes und den Tod vieler Menschen.

Das *Tausendjährige Reich* – so bezeichneten die nationalsozialistischen Führer das Deutsche Reich Adolf Hitlers und meinten damit, dass es tausend Jahre bestehen würde. Es ging aber nach zwölf Jahren zugrunde.

Inhalt

<i>Brigitte Peter</i>	Denk lieber an den Nikolaus	7
<i>Renate Welsh</i>	Die Ohrfeigen	24
<i>Käthe Recheis</i>	Unser Hund und der Krieg	27
<i>Vera Perra-Mikura</i>	Fräulein Lola Buchsbaum	36
<i>Hilde Leiter</i>	Die Nonna	37
<i>Rudolf Pritz</i>	Der rote Eisenbahner	40
<i>Winfried Rruckner</i>	Die Puppe	45
<i>Emst Nöstlinger</i>	Lasberger Krieg	49
<i>Christine Nöstlinger</i>	Zuckerschlecker	58
<i>Wilhelm Meissel</i>	Der «Weihnachts-Karl»	64
<i>Hilde Leiter</i>	Der Nachzipf	75
<i>Käthe Recheis</i>	Als der Bahnhof brannte	79
<i>Wolf Harranth</i>	Ich weiss noch, wie das war	81
<i>Rudolf Pritz</i>	Schreckliche Spiele	87
<i>Käthe Recheis</i>	Geschichten aus dem Baracken-Spital	92
<i>Lene Mayer-Skumanz</i>	Der fremde Mann	101
<i>Nadine Hauer –</i> <i>Renate Welsh</i>	Nadines Geschichte	108
Nachwort		115
Wörterklärungen		121